

N. libr.

220

Æ 1

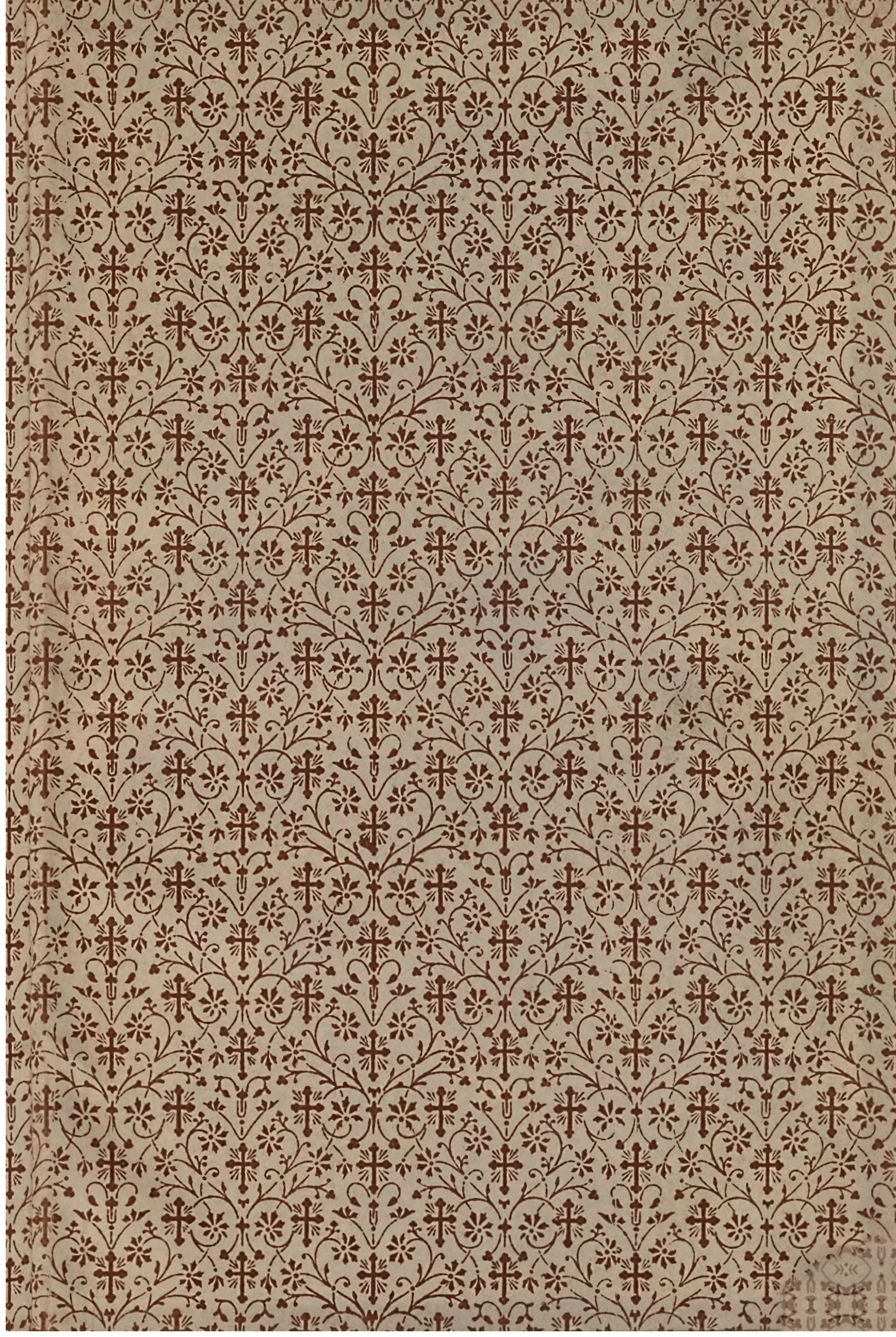
Das Buch
berühmter Buchhändler

von

KARL FR. PFAU.







10/1005

N. libr.

Zfau

220^x

/1

<36613586610015

S

<36613586610015

^

Bayer. Staatsbibliothek

75
--
--
--

F, HTS besch.

Berühmte Buchhändler.



Das
Buch berühmter Buchhändler.

Eine Sammlung
von
Lebensbildern berühmter Männer.

Dargestellt von
Karl Fr. Pfau.

Mit 6 Portraits.



Leipzig
K a r l F r. P f a u.
1885.



Vorwort.

Der Verfasser überreicht vorliegende Arbeit mit dem Wunsche einer freundlichen Aufnahme und nachsichtigen Beurteilung.

Der ursprünglich in's Auge gefasste vermehrte Umfang wurde aus verschiedenen praktischen Gründen gekürzt.

Eine etwa notwendig werdende zweite Auflage würde einer zuverlässigen Durchsicht unterzogen und derselben noch verschiedene Lebensbeschreibungen anderer bedeutender Buchhändler, die in vorliegendem Buche noch nicht berücksichtigt worden sind, beigelegt werden. Auch die Portraits würden vollständig vertreten sein.

Der Verfasser wird sich glücklich schätzen, wenn ihm durch Teilnahme seitens des Publikums die Gelegenheit geboten würde, sein Streben nach Besserem beweisen zu können.

Karl Fr. Pfau.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Vorwort	V
Einleitung	I
Die ersten Anfänge der Buchdruckerkunst (Mit Portrait von Guttenberg)	4
Aldus Manutius (Mit Portrait)	13
Anton Koburger	20
Johann Frobeen	25
Philipp Erasmus Reich	29
Johann Philipp Palm	35
Johann Gottlob Immanuel Breitkopf (Mit Portrait)	42
Christoph Friedrich Nicolai	49
Georg Joachim Goeschen	62
Johann Friedrich Cotta (Mit Portrait)	74
Friedrich Christoph Perthes	84
Georg Andreas Reimer	103
Friedrich Arnold Brockhaus. (Mit Portrait)	110
Benedictus Gotthelf Teubner	127
Johann Jacob Weber (Mit Portrait)	139

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung
2	1. Kapitel
3	2. Kapitel
4	3. Kapitel
5	4. Kapitel
6	5. Kapitel
7	6. Kapitel
8	7. Kapitel
9	8. Kapitel
10	9. Kapitel
11	10. Kapitel
12	11. Kapitel
13	12. Kapitel
14	13. Kapitel
15	14. Kapitel
16	15. Kapitel
17	16. Kapitel
18	17. Kapitel
19	18. Kapitel
20	19. Kapitel
21	20. Kapitel
22	21. Kapitel
23	22. Kapitel
24	23. Kapitel
25	24. Kapitel
26	25. Kapitel
27	26. Kapitel
28	27. Kapitel
29	28. Kapitel
30	29. Kapitel
31	30. Kapitel
32	31. Kapitel
33	32. Kapitel
34	33. Kapitel
35	34. Kapitel
36	35. Kapitel
37	36. Kapitel
38	37. Kapitel
39	38. Kapitel
40	39. Kapitel
41	40. Kapitel
42	41. Kapitel
43	42. Kapitel
44	43. Kapitel
45	44. Kapitel
46	45. Kapitel
47	46. Kapitel
48	47. Kapitel
49	48. Kapitel
50	49. Kapitel
51	50. Kapitel
52	51. Kapitel
53	52. Kapitel
54	53. Kapitel
55	54. Kapitel
56	55. Kapitel
57	56. Kapitel
58	57. Kapitel
59	58. Kapitel
60	59. Kapitel
61	60. Kapitel
62	61. Kapitel
63	62. Kapitel
64	63. Kapitel
65	64. Kapitel
66	65. Kapitel
67	66. Kapitel
68	67. Kapitel
69	68. Kapitel
70	69. Kapitel
71	70. Kapitel
72	71. Kapitel
73	72. Kapitel
74	73. Kapitel
75	74. Kapitel
76	75. Kapitel
77	76. Kapitel
78	77. Kapitel
79	78. Kapitel
80	79. Kapitel
81	80. Kapitel
82	81. Kapitel
83	82. Kapitel
84	83. Kapitel
85	84. Kapitel
86	85. Kapitel
87	86. Kapitel
88	87. Kapitel
89	88. Kapitel
90	89. Kapitel
91	90. Kapitel
92	91. Kapitel
93	92. Kapitel
94	93. Kapitel
95	94. Kapitel
96	95. Kapitel
97	96. Kapitel
98	97. Kapitel
99	98. Kapitel
100	99. Kapitel
101	100. Kapitel



Einleitung.

Die geistige Entwicklung eines Volkes giebt immer einen Massstab ab für dessen Befähigung und dessen Thatkraft und Energie. Das Streben nach vorwärts, das notwendiger Weise immer als Basis jeglichen Fortschrittes gilt, vermag allein Bestehendes zu erhalten, beziehentlich zu Neuem zu ermuntern und nur in der beständigen Arbeit und Anstrengung ist die Existenz überhaupt begründet.

Völker und Staaten vergehen; das ist der natürliche Verlauf der Dinge auf Erden und nur die Thaten, die guten Thaten und Werke, überleben die Gegenwart und erhalten sich in der Zukunft in rechter Weise. Das eben ist der unvergängliche Wert alles Guten, dass dasselbe, ungeachtet aller Einwirkungen, wenn auch später, dennoch erkannt wird, dass künftige Generationen sich bestreben, verstorbenen Männern die verdiente Achtung zu zollen, die ihnen zu Lebzeiten nur zu oft versagt worden ist; dass sie ihnen Denkmäler setzen in Erz und Stein, zum Wahrzeichen für die Nachkommen, ferner in biographischen Darstellungen ihres Lebens- und Entwicklungsganges, um durch dieselben dem Volke überhaupt Kenntniss und Kunde zu bringen von den Leistungen und Errungenschaften unserer Väter.

Dieser letztere Grund hauptsächlich ist die Veranlassung gewesen zur Bearbeitung dieser Lebensbeschreibungen von Männern unseres Berufes, die durch eigene Kraft und Thätigkeit es zu ausserordentlichen Stellungen im Leben zu bringen vermochten und die unter Aufbietung aller in ihnen wohnenden Kraft von Einfluss wurden auf die Hebung und Förderung der sittlichen und geistigen Entwicklung unseres Volkes.

Die Bestimmung des Menschen liegt nicht allein im Verfolg materieller Zwecke; um etwas Grosses und Dauerndes zu erringen bedarf es einer gewissen Verbindung der materiellen Bestrebungen mit denen des Idealismus. Denn während jene die praktische Nutzanwendung des Erreichten und des zu Erreichenden vornehmlich im Auge haben, verfolgen diese den Zweck der Veredelung. In beiden Beweggründen beruht die Weltordnung. Durch die harmonische Verbindung gleichartig angelegter Charaktere, die von gleichen Bestrebungen beseelt, innerlich aber vielleicht verschieden sind, wird Grosses erreicht und manches zur Ausführung gebracht, was einseitige Auffassung und ängstliche Gemüter, auf sich allein angewiesen, nicht wagen konnten. In dieser Vereinigung liegt die Stärke und wächst der Mut, die bei beharrlichem Streben zum Ziele führt.

Als vornehmste Pflicht einer jeden heranstrebenden Generation gilt nun, die ihnen von ihren Vorfahren überlieferten Vermächtnisse zu wahren und zu mehren und von redlichem Streben erfüllt, ihnen nachzueifern, den Vorfahren zum Danke, sich selbst zur Erhaltung. Die Liebe zu ihren Vätern soll den Kindern als Anregung zu eigenen Werken gelten und das Vorhandensein dieses Bewusstseins ist schon

ein Gewinn, der nicht unbemerkt bleiben wird und kann.

Und wer vermag sich einer gewissen inneren Bewegung zu entziehen, wenn in begeisterten Worten das Leben eines bedeutenden Mannes geschildert wird? Schöpft nicht ein Jeder aus dem Spiegelbilde eines Helden Mut und Anregung zu eigenen Thaten und wirkt dies Gefühl hierdurch nicht veredelnd auf die innere Gestaltung des Menschen ein?

In dieser Weise wollen die nachstehenden Charakteristiken wirken, die in bescheidener Weise dem Leser entgegen treten. So mögen dieselben denn als Schilderungen des Lebens von Männern unseres Standes, deren Bedeutung und Grösse sich weit über das Niveau des Gewöhnlichen erheben, das Interesse für dieselben wecken, die als Träger der Wissenschaft, als Säulen unseres Berufes, mit Recht gelten dürfen und deren Dasein immer als eine Quelle des Segens betrachtet werden muss. Möchten sie ferner in uns und unsern Lesern, insbesondere in unseren jüngeren Berufsgenossen, die Erkenntnis über die Bedeutung ihres Standes schöpfen und daraus begreifen lehren, dass nur im beharrlichen Streben und Eifer, gepaart mit Redlichkeit, der Weg nach vorwärts begründet ist.

Der Verfasser.

Die ersten Anfänge der Buchdruckerkunst.

Vor Beginn und Erfindung der Buchdruckerkunst lag das geistige Vermögen des deutschen Volkes noch tief darnieder. Die litterarische Bildung konnte nur in bescheidenem Masse dem Volke theilhaftig werden, was als natürlich und begreiflich erscheinen muss mit Rücksicht auf die Thatsache, dass die geistigen Arbeiten damaliger Schriftsteller nur in wenigen Exemplaren hergestellt werden konnten und auch dies nur unter Aufwendung ganz erheblicher Kosten. Die Vervielfältigung war eben nur, mangels technischer Reproduktion, durch die sogenannten Briefschreiber möglich, welche ihrerseits wiederum vielseitig in Anspruch genommen und in der Ausführung selbst sehr langsam waren. Auf die Ausführung eines jeden Exemplars wurde, dem damaligen Geschmacke entsprechend, die grösste Sorgfalt verwandt, die Schrift künstlerisch hergestellt und nur zu oft nahm die Ausführung der Anfangsbuchstaben (Initialien) ganze Tage in Anspruch.

So aner kennenswerth nun das Streben nach Schönheit und technischer Vollkommenheit auch war, der eigentliche Zweck war dennoch ein verfehlter, denn dem Volke, dem ein Schönheitsgefühl so gut wie gar nicht innewohnte, das sonach wenig von den herrlich

geschriebenen und in Gold ausgefüllten Buchstaben verstand, wurden die Werke von geistig bedeutenden Männern nicht zugänglich gemacht, ihm die Möglichkeit sich auszubilden, verschlossen.

Nur reiche und vermögende Leute konnten und durften sich den Luxus erlauben, nach Massgabe ihres Vermögens, sich eines solcher Bücher, vielleicht auch einige davon, anzuschaffen; die Armen und Ärmeren konnten hieran nicht denken, eben weil der Erwerb solcher geschriebenen Bücher für sie etwas Uerschwingliches war.

Dieser Zustand geistiger Vernachlässigung konnte sich indes für die Dauer nicht erhalten; der nimmer rastende Geist des Menschen nach erhöhter Thätigkeit musste Mittel und Wege finden, einen Umschwung herbeizuführen. Dieser Umschwung, der sich fast unbemerkt, dennoch aber allmählich vollzog, offenbart sich ganz besonders in der Erfindung der Buchdruckerkunst.

Eine neue Zeit geistiger und vermehrter Thätigkeit beginnt, als die ersten Spuren der Buchdruckerkunst bekannt wurden; und das ist begreiflich, denn diese Erfindung war eben von zu grosser Tragweite, als dass auch minder kluge Menschen davon unberührt bleiben konnten. Neue Hoffnungen werden gemacht und zu neuem Schaffen giebt diese welterschütternde Bedeutung Veranlassung und mit Recht; denn wie wäre es mit dem geistigen Zustande und mit der Bildung aller Kulturvölker beschaffen ohne die Buchdruckerkunst? Haben wir nicht die besten Beweise für den Wert der Erfindung im Hinblick auf andere Völker, die noch keine Kenntniss vom Drucken

haben, die den Wert desselben zu erproben noch keine Gelegenheit hatten?

Hierauf des weiteren einzugehen erübrigt kaum; die Thatsache ist zu bekannt, als dass irgend ein Zweifel darüber zu bestehen vermöchte. Als der Urheber dieser neuen Zeit, mit welcher wir uns zunächst zu beschäftigen haben, ist Johannes Gutenberg oder Johann Gensfleisch zu betrachten und ihm gilt auch unsere erste Betrachtung innerhalb dieses Rahmens.

Derselbe wurde gegen das Jahr 1397 zu Mainz geboren, woselbst seine Familie, ein altes angesehenes Patriziergeschlecht, ansässig war, dessen Ursprung sich auf Jahrhunderte zurück erstreckte. — Diese Familie wurde infolge eines ausgebrochenen Aufstandes der Bürger gegen die Patrizierfamilien mit vielen anderen solchen Familien gezwungen, Mainz zu verlassen und ohne Zweck und Ziel ihre Zuflucht in der Fremde zu suchen. Unter den Mitgliedern dieser Familie befand sich auch Johann Gutenberg, der als ein feuriger, hitziger Kopf, lebhaft mit in die Unruhen verwickelt war. Gutenberg mochte damals ungefähr 20 Jahre zählen, als er den Wanderstab ergreifen musste und sein Heil in fremdem Lande zu suchen gezwungen war.

Von hieran datieren erst die Nachrichten über ihn, die indes der spärlichsten Art sind, während von seiner Jugendzeit so gut wie gar nichts bekannt ist. Nachdem aber Gutenberg Mainz verlassen hatte, machte er erst längere Reisen, erwarb sich Kenntnisse der verschiedensten Art und wandte sich hierauf nach Strassburg, woselbst er, wahrscheinlich gezwungen durch äussere Umstände, bedacht sein



Johann Guttenberg.
Erfinder der Buchdruckerkunst.

musste, sich seinen Unterhalt zu verdienen. Nebenbei, oder vielleicht gleichzeitig, beschäftigte er sich viel mit mechanischen und chemisch-physikalischen Künsten und Experimenten, zu denen er besondere Neigung hegte. Sein reger Geist sann hierbei auf Neuerungen, die ihm das Leben einträglicher machen sollten; indes neue Versuche sind mit vielen Opfern verknüpft und Gutenberg, dessen eigene Mittel ihm die alleinige Ausführung seiner Ideen auf eigene Faust nicht gestatteten, verband sich zu diesem Zwecke, wie die Strassburger Ratsakten bezeugen, mit einem Strassburger, Andreas Dritzehn, und in einem gegenseitig abgeschlossenen Vertrage verpflichtete sich dieser, die Mittel zur Ausführung ihrer beiderseitigen Unternehmungen zu liefern. Diese letzteren wurden ganz geheim gehalten und bestanden vornämlich darin, mittelst in hölzerne Tafeln eingeschnittener Buchstaben zu drucken. Von hier an mögen also die ersten Versuche zur Erfindung der Buchdruckerkunst datieren, wenn diese auch der unvollkommensten Art waren. Das Vertragsverhältnis mit Andreas Dritzehn war jedoch nicht von Dauer, ein ausgebrochener Rechtsstreit führte zum Bruche bzw. zur Lösung des Vertrags, und Gutenberg verliess darauf, an Erfahrungen reicher, Strassburg, die erste Stätte seiner Wirksamkeit, und alles Hab und Gut und alle Proben musste er dort liegen lassen.

Gutenberg kehrte nach Mainz zurück; durch Beilegung des Streites war den Patrizierfamilien die Rückkehr gestattet, und so war es natürlich, dass auch Gutenberg seine Vaterstadt aufsuchte, wozu ihn doch so mancherlei bewegen konnte. — Nach Mainz zurückgekommen, nahm er seine früheren Versuche von

neuem auf und hier erst beginnt eigentlich seine Thätigkeit und von hier an datieren die ersten Versuche zur Erfindung der Buchdruckerkunst, wenngleich in Strassburg schon Vorbereitungen seitens Gutenbergs erfolgt sein mochten.

Gutenberg beschäftigte sich auch hier zunächst und vornämlich mit in hölzernen Tafeln eingeschnittenen Buchstaben, um mittelst derselben zu drucken; seinem scharfblickenden Kopfe musste das Umständliche dieses Verfahrens bald auffallen, und so sann er auf Verbesserungen, deren erste sich darin offenbarte, dass von ihm statt wie bisher einzelne Tafeln, nur einzelne Buchstaben hergestellt wurden und diese bei ihrer Beweglichkeit beliebig gestellt und benutzt werden konnten. Dieser Versuch gelang; von diesen einzelnen Buchstaben fügte er ganze Zeilen und von diesen wiederum ganze Seiten zusammen. Was Gutenberg somit während vieler Jahre überlegt, in Strassburg wahrscheinlich begonnen hatte, wurde in Mainz zur Ausführung gebracht und nahm hier zuerst eine feste Form an.

Sein Verdienst ist es somit ausschliesslich, und niemand vermag ihm den Ruhm streitig zu machen, der ihm als Erfinder der Buchdruckerkunst gebührt. Sein ganzes Dasein widmete er seiner Erfindung; unablässig war er bemüht, Verbesserungen und Vereinfachungen zu ermitteln, und er war es, der zuerst die hölzernen Lettern mit solchen von Metall ersetzte und auch hierdurch seinen Ruhm und sein grosses Verdienst erhöhte. — Die Herstellung einer besseren Druckschwärze, jenes für den Drucker so wichtigen Bestandtheils, mit welchem so viele tausend Bücher

gedruckt hinaus in die Welt wandern, rührt gleichfalls von Gutenberg her.

Die von demselben angestellten umfangreichen Versuche hatten sein ohnehin nicht bedeutendes Vermögen völlig aufgebraucht und er sah sich gezwungen, behufs besserer und schnellerer Ausführung seiner Kunst, sich im Jahre 1450 mit Johann Fust, einem gebildeten Mainzer Rechtsgelehrten, zu verbinden, welcher die nötigen Gelder zur weiteren Ausdehnung des einmal Begonnenen vorstreckte. In Gemeinschaft mit diesem nun wurde die erste Druckerei errichtet und aus derselben gingen die ersten Drucke hervor, die, in so unvollkommener Gestalt sie auch immer sein mögen, schon damals wie noch heute wie ein Wunder angeschaut wurden, auch von ferneren Geschlechtern als solche betrachtet werden müssen. Mit diesen Drucken war der erste Versuch geglückt, und durch dieselben der Beginn einer neuen Zeit eröffnet, durch welche neues Leben und vermehrte Bildung in der Folge dem Volke gegeben werden sollte.

Fust hatte mit Scharfsinn den Wert und die Bedeutung der neuen Erfindung erkannt, und sein ganzes Interesse widmete er ihr; weniger durch Charakter und Gemütsbildung ausgezeichnet, als durch Geist und Verstand, war es natürlich, dass die Erfindung Gutenbergs schon damals eine vervollkommneter Gestalt erhielt. So sehr ihm von mancher Seite nun auch Ruhm zugeschrieben wird, so dürfen wir nicht vergessen, dass ihm durch die von Gutenberg geschaffene Unterlage der Weiterausbau umso leichter war. Schmälern wir deshalb seine Verdienste nicht, erkennen wir willig und gern an, dass er grossen Anteil hat an der Buchdruckerkunst; das ausschliess-

liche und Hauptverdienst, der Erfinder der Buchdruckerkunst zu sein, gebührt einzig und allein Gutenberg.

Für Gutenberg trat durch die Verbindung mit Fust eine neue Periode seines Schaffens ein, die im wesentlichen eben auf die von Fust vorgestreckten Mittel zurückzuführen ist. Die Ausgabe von Büchern wurde bedeutend gesteigert, und ihre eigenen Einnahmen wesentlich vermehrt. Als Hauptwerke jener Periode gemeinsamen Wirkens sind hauptsächlich zu betrachten verschiedene Ausgaben des Donats (einer latein. Sprachlehre) und die berühmte und jetzt so ausserordentlich seltene, da nur in wenigen Exemplaren noch existirende erste 42zeilige Bibel.

Fust war mehr Geschäftsmann als praktischer Mensch und von ihm wurden Reisen unternommen behufs Vertriebes ihrer Produkte, und wiederholt finden wir ihn in Paris, der Stätte, wo sich das geistige Leben jener Zeit zumeist konzentrierte und das damit gleichzeitig der Hauptabsatzort für die Werke der neuen Kunst wurde. — In Ermangelung einer eigenen Buchhändlergilde versah Fust selber die Dienste und Aufgaben eines solchen Buchhändlers. — Wie sehr besonders in Paris die neue Erfindung Anerkennung und Würdigung fand, geht daraus hervor, dass Johann Fust von seiten Ludwig XI. ein besonderes Privilegium bezw. die Erlaubnis zum Verkaufe in Paris erteilt wurde; auch wurden weiter die Behörden angewiesen, Fust in seinen Bestrebungen soviel wie möglich behülflich und förderlich zu sein. Diese ganz besondere Vergünstigung trug wesentlich mit zu erhöhtem Absatze der Gutenberg-Fust'schen Druckerzeugnisse bei. Während nun Fust auf Reisen

wirkte, geschah dies von Gutenberg aus in Mainz insofern, als er beständig die Verbesserung und weitere Ausdehnung der Druckerei im Auge hatte.

Wie bereits früher bemerkt, war Fust mehr durch Klarheit des Verstandes ausgezeichnet, als durch Gemüt und Charakter, und so konnte es nicht fehlen, dass zwischen ihm und Gutenberg bald Reibereien entstanden. Gutenberg als ehrlicher und für seinen Teil gewiss auch anspruchsloser Mann musste gegenüber einem so geistig hochstehenden Manne in Nachteil kommen, was um so leichter war, als Fust durch die erworbenen Kenntnisse selbständiger geworden war und er ausserdem auch die Kapitalien geliefert hatte. Ein Wendepunkt in gesellschaftlicher Beziehung zwischen Gutenberg und Fust trat ein durch den Eintritt eines Mannes in das Geschäft, namens Peter Schöffer oder Schoiffer.

Dieser, ein geschickter Maler und Zeichner, der sich auf langen Reisen, insbesondere aber durch längeren Aufenthalt in Paris, vorzügliche Kenntnisse angeeignet hatte, kehrte nach Mainz zurück, wurde mit Fust bekannt und für das Geschäft gewonnen. Später, nachdem sich die Vorteile einer engeren Verbindung gezeigt, wurde er als Teilhaber aufgenommen, um schliesslich noch als Schwiegersohn Fusts der Familie desselben ganz beizutreten.

Schöffers Verdienste um die Entwicklung der Buchdruckkunst, insbesondere des Schriftwesens, sind zweifellos grosse. Die herrlichen und kunstvollen Initialen, die sich in den ersten Druckwerken vorfinden, sind zum grössten Teile von seiner Hand entworfen, wie überhaupt die Druckwerke, die nunmehr

aus ihrer Offizin hervorgingen, wesentlich vervollkommnetere waren.

Fust, durch die Verbindung mit Schöffer in seinem eigenen Geschäfte befestigt, zwang Gutenberg zum Austritt. Die Druckerei wurde ihm abgenommen und er, ehemals reich, stand nunmehr völlig mittellos da, gegenüber seiner von ihm erfundenen Kunst. Indes der Mut verliess ihn nicht; mit Hülfe und Unterstützung einiger Freunde gelang es ihm, eine neue Offizin zu gründen, die, zwar weniger umfangreich und weniger ausgezeichnet durch herrliche Drucke, die aus ihr hervorgingen, dennoch Zeugnis ablegt von der Liebe zu seiner Erfindung und von dem unermüdlichen Streben, das ihm innewohnte für seine Kunst. Die Verbindung Fust-Schöffer war eine sehr fruchtbringende; beide gelangten zu hohem Ansehen und grossem Vermögen. Fust starb 1466 auf einer Reise in Paris, Schöffer hingegen, in dessen Besitz die Druckerei überging, betrieb das Buchdruckergewerbe bis zum Jahre 1502, in welchem er seine Thätigkeit mit der Herausgabe des Psalters beschloss. Seine Thätigkeit war reich gesegnet. Ein grosses Vermögen hinterliess er seiner Familie und bei Lebzeiten wurden ihm mannigfache Auszeichnungen zu teil, insbesondere vom Fürsten Adolf von Nassau. Während nun Fust wie Schöffer schon bei Lebzeiten die Früchte der neuen Erfindung, die ein anderer gepflanzt hatte, in hohem Masse genossen, starb Gutenberg arm und vermögenslos, von Kummer gedrückt über das ihm angethane bittere Unrecht, gegen das Jahr 1460.

Ruhm, Ehre und Auszeichnung, die Gutenberg in so hohem Masse verdient hatte, wurden ihm zu Lebzeiten versagt; die Nachwelt jedoch zollt ihm diese

Tribute um so freigebiger. Eingedenk der grossen That, die er vollbracht, hat man ihm in Büchern biographische, in Stein und Erz Denkmäler gesetzt, und bis in unabsehbare Zeiten wird Gutenbergs Name mit Dankbarkeit und Verehrung von künftigen Geschlechtern genannt werden und ihm hierdurch der schönste Ruhm zu teil, der ihm von der Nachwelt überhaupt gezollt werden kann.

Aldus Manutius

wurde im Jahre 1449 in Bassiano, einem Flecken in Velletri (Italien), geboren.

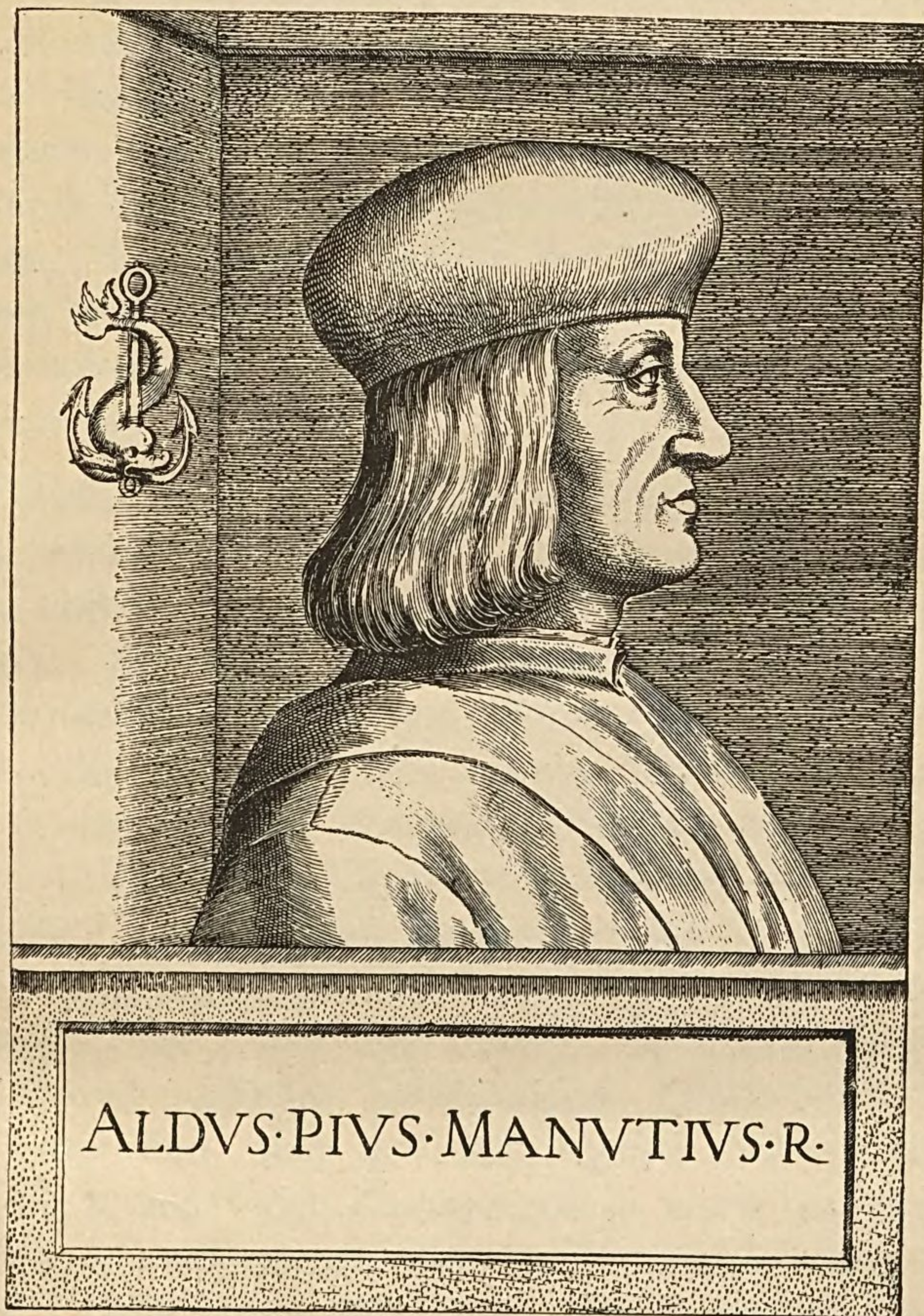
Über die ersten Jahrzehnte seines Lebens herrscht ziemliches Dunkel; jedenfalls widmete er sich seinen Studien und entzog sich durch dieselben der Öffentlichkeit.

Gewöhnlich wird er, der italienischen Sitte gemäss, sich gern des Vornamens zu bedienen, von seinen Zeitgenossen, Aldus, weniger Manutius, genannt, unter welchem Namen er auch Späteren bekannt ist.

1503, in seiner Ausgabe des Ammonnis, nennt er sich Aldus Pius, und zwar besonders nach Albertus Pius, Fürsten von Carpi, dessen Bruder Leonellus er in seiner Jugend unterrichtet und mit welchem ihn auch eine lebenslängliche zärtliche Zuneigung verbunden hielt, die von seiten des jungen Fürsten durch Wohlthaten bewiesen wurde. Ihm und seiner Familie zu Ehren legte er diesen Namen sich bei, womit er gewissermassen seine Dankbarkeit und Ergebenheit dokumentieren wollte, sowie ferner auch, dass er sich der Familie zugehörig betrachtete.

Später finden wir nur noch den Namen Aldus Pius Manutius. Mit ihm beginnt eigentlich erst der Ruhm der Familie Manutius, deren Ursprung sich bis auf frühere Jahrhunderte zurückführen lässt. Wie bereits oben erzählt, herrscht über die Jugendjahre des Manutius völliges Dunkel, nur das wissen wir, dass er seiner Zeit, — mutmasslich in seinen Jünglingsjahren — nach Rom kam, wo er bei Caspar von Verona Unterricht genoss, sich eine tüchtige Bildung erwarb und wo er später wahrscheinlich selbst Unterricht in verschiedenen Fächern, hauptsächlich aber in Sprachen, erteilte. Durch eingetretene Kriegsjahre, die damals über Italien hereinbrachen, wurde die Studienzeit unterbrochen. Rom wurde belagert, alles floh, was zu fliehen vermochte und unter diesen befand sich auch unser Aldus. Seinen Aufenthalt nahm er in der Familie des reichen Grafen Picus von Mirandula, mit welchem er früher in Ferrara studiert hatte und ihm deshalb befreundet war. Hier fand er liebevolle Aufnahme und für die vorhergegangene unruhige Zeit reiche Entschädigung. Von hier aus stand er in regem Verkehr mit dem Gelehrten Adra aus Creta, einem Griechen, von welchem unser Aldus gewiss die grosse Gewandtheit im Sprechen und Schreiben der griechischen Sprache erlernte.

Nach längerem Aufenthalte bei seinem Freunde Johannes Picus von Mirandula wandte sich Aldus nach Carpi, woselbst er den Söhnen der Fürstin Catharina von Carpi, Albertus und Leonnellus Unterricht, besonders in den alten Sprachen, erteilte. Zu damaliger Zeit war diese Aufgabe keine geringe, denn Grammatiken nach unserem Stile existierten damals



ALDVS·PIVS·MANVTIVS·R·

noch nicht. Weitere Nachrichten über seine übrige Thätigkeit fehlen uns.

Auf Veranlassung des Fürsten Albertus, der selbst ein feingebildeter Mann mit hellem Verstande war, errichtete Aldus Pius im Jahre 1494 eine Druckerei, deren Hauptzweck darin liegen sollte, griechische und römische Klassiker neu und korrekt zu drucken und dadurch dem so fühlbar gewordenen Mangel abzu- helfen. Die damals existierenden Klassikerausgaben waren mangelhaft und sehr fehlerhaft, was auf die Unkenntnis der Drucker oder Herausgeber zurückzu- führen ist.

Aldus fasste seinen neuen Beruf mit allem Eifer und heiligem Ernste auf und seine erworbenen Kennt- nisse und Erfahrungen stellte er völlig in den Dienst des- selben. Bei dieser ernsten Auffassung war sein Sinn nicht darauf gerichtet, sich irdische Güter zu erwerben, sein Eifer und sein Enthusiasmus galt nur der Sache. Zur Vereinfachung der Geschäfte entschloss er sich nach Venedig, der damals so blühenden Stadt, über- zusiedeln und seit 1490 finden wir ihn nun daselbst, wo er eine rege Thätigkeit entwickelte und sich seinen unsterblichen Ruhm begründete. Er wählte Venedig auf Grund reiflicher Erwägungen. Diese Stadt war zu jener Zeit eine der mächtigsten und reichsten Städte Italiens, der Zusammenfluss vieler Ausländer, insbesondere Griechen sicherte ihm gleichzeitig die besten Aussichten auf einen hohen Absatz seiner Druckwerke; ferner die zu jener Zeit vor sich ge- gangene Gründung der Marienbibliothek zu Venedig wirkte in hohem Mass auf die Ausdehnung seines Unter- nehmens ein und brachte ihn gleichzeitig in Berührung

mit vielen Gelehrten, die später im Dienste des Aldus Manutius thätig waren.

Insbesondere der günstige Zufall, verschiedene Handschriften des Kardinals Bessarion, die sein Eigentum waren, durch den Druck vervielfältigen zu können, gab seinem Unternehmen einen sicheren und gewählten Anfang. In der ersten Zeit hielt Aldus Manutius Vorlesungen an der dortigen Universität; gleichzeitig aber erlernte er auch das Drucken, um somit selbst durch praktische Kenntnisse seinen Beruf noch besser und völliger ausüben zu können. Dieses sichere und zielbewusste Vorgehen des Aldus Manutius zeigt den klaren Verstand, der nicht nur halb, sondern voll und ganz sich der Sache zu widmen ihn antrieb.

Aldus Manutius, neben seiner Gelehrsamkeit auch ein praktischer Kopf, konnte sich mit dem damals üblichen System, nur grosse Folio-Bände zu drucken, deren Herstellung umständlich und beim Lesen beschwerlich waren, nicht befreunden. Im Gegensatz zu diesen versuchte er es mit kleinen Bänden in 8^o, die ihrer Handlichkeit und Zuverlässigkeit wegen auch eine sehr günstige Aufnahme fanden. Die erste Ausgabe mit verkleinerten Typen war Virgil, die im Jahre 1501 erschien und einen ganz enormen Absatz erzielte.

Die vielen Anstrengungen in geistiger und materieller Hinsicht, die von Aldus Manutius gebrachten erheblichen Opfer für seine Druckwerke, veranlassten oder zwangen ihn vielmehr sich und seine Reproduktionen zu sichern, und er erhielt auf Grund angestellter Genehmigung und durch Vermittelung guter angesehener Freunde, zuerst von der Republik Venedig

ein Privileg, das ihn vor Nachdruck seiner Druckwerke schützte.

Der korrekte Druck seiner Ausgaben, die handliche und elegante Herstellung derselben, errangen einen ungeahnten Erfolg; auch in Deutschland strebten die Gelehrten nach den Aldus'schen Ausgaben, deren Empfang mit Rücksicht auf die damaligen Verkehrsverhältnisse ein sehr beschwerlicher und auch kostspieliger war. Zur Erwerbung derselben war bei ihren hohen Preisen immerhin ein gewisser Wohlstand Bedingung.

Die günstige Aufnahme, deren diese Ausgaben sich erfreuten, und der damit verbundene Gewinn, veranlassten Aldus Manutius zu einer weiteren Ausdehnung seiner Druckwerke und so sind fast alle damals bekannten griechischen und lateinischen Klassiker in neuen Ausgaben bei ihm erschienen, welche als Druckzeichen zwei verschlungene Anker mit getheiltem Namen (Al-dus) trugen.

Die rasche Aufeinanderfolge von Büchern hatte seine Drucker zu raschester Thätigkeit gezwungen; vielleicht, dass dieser an sich höchst erfreuliche Zustand auch Unzufriedenheit in Diesem oder Jenem erweckt hatte: viermal empörten sich seine Arbeiter gegen ihn, aber immer beschwichtigte er sie und er selbst sagt darüber:

„Viermal haben meine Arbeiter sich gegen mich
„verschworen, indem Habsucht, die Mutter alles
„Übel, sie leitete, aber ich habe mit Gottes Hülfe
„ihre Empörung so gebrochen, dass sie alle ihre
„Treulosigkeit bereuen.“

Die Gelehrten jener Zeit empfangen keines oder

wenigstens nicht viel Honorar; sie betrachteten es schon als eine hohe Ehre und als genügenden Lohn in der Vorrede oder Dedikation genannt zu sein. Viele Gelehrte, auch ausländische, strebten nach dieser, heutzutage so bescheidenen Ehre, was immerhin als Massstab gelten darf für das Ansehen und den Werth der Aldus'schen Editionen.

Aldus entfaltete eine rastlose Thätigkeit, gelehrte Griechen waren bei ihm als Korrektoren beschäftigt und überwachten die gewissenhafte Ausführung der Ausgaben; ein Umstand, der nicht unwesentlich zu dem von Aldus erworbenem Ruhme beigetragen hat.

Aldus war nicht nur Drucker, sondern Verleger und Drucker zugleich. Schon er war es, der an Andere, Zwischenhändler, seine Bücher mit einem gewissen Rabatt überliess und so den Zwischenverkauf überhaupt beförderte.

Die Preise der Bücher zu jener Zeit waren verhältnismässig billig; so kostete z. B. je ein Band des Vergil, Horaz, Statius und Andere, 3 Marcelli, nach dem gegenwärtigen Werth des Geldes etwa 1½ Mark. Über die Auflagestärke der einzelnen Bücher fehlen zuverlässige Nachrichten; vielleicht dass von der kleineren Ausgabe je 1000, von der grösseren und theueren weniger gedruckt wurden, weil für letztere trotz des mächtig gewachsenen Bedürfnisses, geringerer Absatz vorhanden war.

Der Eifer für das Studium der klassischen Sprachen war durch die Verbreitung der Buchdruckerkunst wesentlich gestärkt worden und bei Gelehrten, sowie denjenigen, die an den Bestrebungen teilnahmen, erwachte der natürliche Trieb, sich aneinander mehr

anzuschliessen, behufs Austausches ihrer Gedanken und Forschungen.

In Deutschland und zwar besonders in Strassburg, Köln, München bildeten sich Akademievereine. In Italien bestand gleichfalls eine solche in Rom.

Auch um Aldus sammelte sich eine Reihe tüchtiger Gelehrten, mit dem bestimmten philologischen Zweck: den Inhalt der alten Schriftsteller genau kennen zu lernen und kritische Ausgaben zu veranstalten; um dieselben möglichst viel den Studierenden zugänglich zu machen. Diese Zusammenkünfte fanden im Hause des Aldus statt und er selbst war und blieb immer deren Mittelpunkt. Diese ihm gewiss willig gewordene Ehre beweist seine Tüchtigkeit in wissenschaftlicher und sittlicher Hinsicht.

Über die besondere Beschäftigung dieser Akademie fehlen sichere Nachrichten; ihr Hauptzweck hat jedoch wohl darin bestanden, diejenigen Autoren zum Druck vorzubereiten, welche von Aldus verlegt wurden. Aus dieser Akademie heraus entstand eine Ne-Akademie, eine Vereinigung von Männern, die die Pflege und die Hebung der griechischen Sprache und Litteratur zur ausschliesslichen Bedingung machte und hohe Strafen darauf setzte für alle diejenigen, welche dem Gesetze der Ne-Akademie nicht unbedingt nachkamen. Die Strafen, welche in barem Geld und Ausschluss bestanden, sollten immer sofort eingetrieben werden. Auch Aldus gehörte dieser Ne-Akademie an und gewiss als einer der eifrigsten Mitglieder.

So war unser Aldus ein vielbeschäftigter Mann und eben nur sein hervorragender Verstand und seine rastlose Thätigkeit, die keine Schwierigkeiten kannte, vermochten ihn den vielseitigen Aufgaben

gerecht werden zu lassen. Seine Thätigkeit war in verschiedener Weise ausgezeichnet worden, verschiedene wissenschaftliche Akademien ernannten ihn zu ihrem Mitglied.

Auch als Mensch war er nicht unthätig, den Armen war er ein Freund und Helfer in der Not, doch wünschte er nur das geheime Wohlthun, nicht aber das sich sehen lassen. Sein bescheidenes Wesen entzog sich der Öffentlichkeit in jeder nur möglichen Weise. — Seinen Arbeitern war er, trotz der scheinbaren Strenge, die übrigens doch in jedem grösseren Geschäfte erforderlich ist, ein fürsorgender Chef und sie erkannten in ihm aus wahrer Überzeugung neben dem Gelehrten den väterlichen Freund und Rathgeber. Im Jahre 1515, am 6. Februar wurde er aus seiner vielseitigen Thätigkeit zum besseren Jenseits gerufen. Sein Geschäft ging an seine Erben über, er selbst aber lebt fort in seinen Werken und unter uns und den nachfolgenden Geschlechtern als ein leuchtendes Beispiel edler Manneskraft und erleuchteten Geistes.

Anton Koburger.

Nach der Erfindung der Buchdruckerkunst durch den unsterblichen Gutenberg breitete sich die Kunst in ganz Deutschland aus und in fast allen grösseren Städten wurden Versuche angestellt, sie einzuführen, und zumeist mit Erfolg. Auch Nürnberg, die alte und ehrwürdige Patrizierstadt nahm regsten Anteil an dieser neuen Kunst.

Männer wie Konr. Zeninger, Joh. Sensenschmid,

Friedr. Creussner und Andere, die als Drucker in Nürnberg wirkten, liefern Beweise, wie sehr die Buchdruckerkunst in Nürnberg Eingang gefunden und auch Bedeutung gewonnen hatte.

Die Bedeutung Nürnbergs als Kulturstätte jener Zeit, hing damit innig zusammen.

Unter den Namen und Geschlechtern nun, die uns aus der ersten Periode der Entwicklung der Buchdruckerkunst auch in Nürnberg entgegen treten, ist das Koburger'sche (oder wie es vielfach auch genannt Koburger'sche) Geschlecht, eines der bedeutendsten und berühmtesten. Der Ursprung desselben lässt sich bis in das 13. Jahrhundert gut verfolgen und es gehörte in seinem Verlaufe zu dem ehrbaren Geschlecht der Stadt. Die Mitglieder der Familie waren angesehene Bürger der Stadt, bekleideten öffentliche und Ehrenämter und verbanden sich später mit verschiedenen adeligen Geschlechtern. Als der bedeutendste und berühmteste der Familie tritt uns Anton Koburger entgegen, welcher als Hauptvertreter des Namens zu betrachten ist.

Das Geburtsjahr Anton Koburgers ist nicht genau festzustellen; mutmasslich aber wurde er im vierten, vielleicht auch schon im dritten Jahrzehnt des XV. Jahrhunderts geboren. Über seine Jugendzeit, wie überhaupt seine Thätigkeit in den ersten Jahren, herrscht völliges Dunkel. Vermutlich hatte er sich früher humanistischen Studien gewidmet, und sich erst später der Druckkunst zugewandt, nachdem auch er den Wert dieser neuen Erfindung erkannt hatte. Von und bei wem er die edle Kunst erlernt hatte, lässt sich leider auch nicht feststellen. Die Zeit, in welcher er uns entgegen tritt, stellt ihn uns als verständigen und er-

fahrenen, und im kräftigsten Mannesalter stehenden Mann dar, der mit Ernst das Begonnene erfasste.

Erst vom Jahre 1470 an tritt er uns entgegen, zu welcher Zeit er in der Nähe des St. Aegidenhofes ein grosses Hausgrundstück erwarb und es für die Zwecke einer Buchdruckerei einrichtete. Von hier an beginnt für uns die eigentliche Zeit seiner Thätigkeit.

Mit grösstem Eifer und Fleiss widmete er sich seinem Berufe und unterstützt von einer umfassenden Bildung und genügenden materiellen Mitteln — das Koburger'sche Geschlecht zählte zu den reichen der Stadt — gelang es ihm in kurzer Zeit sein Geschäft zu heben, und es nicht nur den anderen am Orte bereits ansässigen Druckern gleichzuthun, sondern dieselben bei weitem zu überflügeln. Nach und nach erhielt sein Geschäft einen solchen Aufschwung, dass er nach einiger Zeit 24 Pressen beschäftigte und mehr als 100 Personen Arbeit geben konnte. Diese Ausdehnung war für die damalige Zeit, mit Rücksicht auf die immerhin noch mässigen litterarischen Ansprüche, eine ganz ausserordentliche, sie kennzeichnet das rastlose Streben des unermüdlichen Mannes.

Wie nun zu jener Zeit fast sämmtliche Buchdrucker gleichzeitig auch Buchhändler waren, — eine besondere Buchhändler-Gilde bestand noch nicht — so widmete auch unser Koburger dem Vertriebe seiner Druckwerke das grösste Interesse. Fast in allen Ländern Europa's unterhielt er Verbindungen und in nicht weniger als 16 Städten, die wir, — weil ihre Namhaftmachung bezeichnend ist für die Bedeutung dieser Städte — anzuführen nicht unterlassen wollen, nämlich:

Frankfurt a/M., Amsterdam, Venedig, Danzig, Hannover, Lüneburg, Lübeck, Prag, Breslau, Augs-

burg, Ulm, Leipzig, Braunschweig, Erfurt, Basel und Wien, hielt er offene Läden, in denen seine Verlagswerke feilgeboten wurden. Diese wohlorganisierte Vertriebsmethode hoben den Absatz in ganz erheblicher Weise und stellten an seine Druckerei die grössten Anforderungen. Ja die letzteren stiegen derart, dass er sich gezwungen sah, weil seine Pressen in Nürnberg nicht Alles besorgen konnten, ausser in der inzwischen in Lyon errichteten Druckerei auch anderweit, so in Basel bei Joh. Amerbach (oder Auerbach) einem tüchtigen und gelehrten und Koburger persönlich bekannten Buchdrucker, drucken zu lassen.

Eine grosse, für die damalige Zeit, ganz ungeheuere Anzahl von Werken gingen aus seinen Offizinen hervor und verbreiteten seinen Ruf über ganz Europa. Denn die Koburger'schen Ausgaben zeichneten sich durch grosse Korrektheit vorteilhaft aus, was besonders dadurch zu erklären ist, dass er vermöge seiner umfassenden Kenntnisse und seiner grossen Arbeitskraft alle zu kontrollieren vermochte. Insbesondere seine Bibelausgabe in deutscher und lateinischer Sprache erhöhte seinen Ruhm und brachten ihm viel materiellen Gewinn. Den damaligen Verhältnissen entsprechend, konzentrierte sich seine Thätigkeit als Drucker vornämlich auf Religions-Lehrbücher und -Schriften, und eine grosse Anzahl von Erbauungsbüchern gingen aus seiner Druckerei hervor und machten ihn zu einem der angesehensten Buchhändler und Buchdrucker jener Zeit, dessen Verdienst auch im Ausland gebührend anerkannt wurde. So dedizierte Jodoc. Badius, ein gelehrter Buchdrucker in Paris, dem Anton Koburger die *Epistolae Politiani*, die er im Jahre 1499 herausgab und in welchen er Koburger als Gelehrten

und einen der Hauptvertreter des Buchhandels, nennt. Auch Joh. Trithenius, der berühmte Abt zu Spanheim, schätzt Koburger wegen des Fleisses, den er auf korrekten Druck seiner Ausgaben verwende. Unermüdlich bis zu seinem Tode war er thätig, das ganze ausgebreitete Geschäft lag in seiner Hand und die Zügel wusste er mit fester Hand zu führen. Seine Thätigkeit war indes auch reichlich belohnt worden. Er erwarb sich ein grosses Vermögen; eine ganze Anzahl Häuser war in seinem Eigentum und mit Genugthuung vermochte er auf sein Schaffen zurückzublicken, dem so vieler Segen zuteil geworden war.

Auch in seiner Vaterstadt wurde sein Verdienst gebührend anerkannt; schon im Jahre 1488 wurde er Genannter, das heisst Mitglied des grösseren Rats der Stadt Nürnberg; er erlangte ferner auch die Ratsfähigkeit, sowie die Rechte der Teilnahme des Tanzes auf dem Rathause, eines der Vorrechte der Patrizier. So war ihm das Glück in geschäftlicher Hinsicht in besonderem Masse günstig gesinnt; aber nicht allein hierin, auch in seinen Kindern erntete er Segen und viele Freude.

Seine zahlreichen Kinder, die aus seiner zweimaligen Verheirathung hervorgingen, verheirateten sich nur mit angesehenen, zum Teil adeligen Gliedern der Nürnberger Gesellschaft und brachten ihn in direkte Verbindung mit den besten Familien. So war es ihm vergönnt, bis in sein hohes Alter hinein die Früchte seines vielbeschäftigten Lebens zu geniessen; von seinen Mitbürgern geliebt, im In- und Auslande geehrt und als tüchtiger Meister seines Faches anerkannt, starb er, umgeben von seinen zahlreichen Kindern, sowie einem ansehnlichen Enkel- und Urenkel-Kreis,

ruhig und im Herrn im Jahre 1513, am 13. Okt., dem Montag nach St. Michelstag. Koburger hinterliess seiner zahlreichen Familie die reichsten Früchte seiner Thätigkeit, die ihm während seines Lebens in so grossem Masse zuteil geworden waren, sich selbst aber setzte er das schönste Denkmal in den aus seiner Ofizin hervorgegangenen Druckwerken, die noch Jahrhunderte hindurch in hellen Tönen von ihm reden werden, als einem tüchtigen Manne des Buchhandels und des Buchdruckgewerbes.

Johann Frobeen

war gleichfalls ein um die Entwicklung des Druckwesens verdienter, wie als Verleger bedeutender Werke zu jener Zeit berühmter Mann. Gegen das Jahr 1460 zu Hammelburg in Franken geboren, erblickte er das Licht der Welt zu einer Zeit, wo die Erfindung der Buchdruckerkunst sich in ihrer ersten Entwicklungsphase befand, wo sie erst anfang die Runde zu machen durch Deutschland, wie überhaupt durch das gebildete Europa. Indes wie alles Grosses seinen umgebenden Glanz und Ruhm mit Blitzesschnelle die Gauen durchwandern lässt, so konnte es nicht fehlen, dass auch die Buchdruckerkunst, die, wie kaum etwas Anderes den Anspruch auf wahrhafte Grossartigkeit zu machen berechtigt war, sich rasch verbreitete.

Auch nach Basel, das damals in vieler Beziehung schon als eine Stätte deutscher Wissenschaft und Kunst in Ansehen stand, war der Ruhm der neuen Erfindung gedungen und hier war es, wo Johann Frobeen als Buchdrucker seit 1490 ansässig war.

Auf der hohen Schule zu Basel gebildet, war ihm die gründlichste Ausbildung zutheil geworden und die mannichfachen Kenntnisse, die er sich durch ernste Studien angeeignet hatte, kamen ihm in seinem Berufe in weitgehendster Weise zu statten. Durch seine gelehrte Bildung, die ihm, was charakteristisch ist, den Beinamen „der gelehrte Buchdrucker“ einbrachte, kam er in Verkehr und in Verbindung mit den bedeutendsten Männern seiner Zeit. Männer, wie Erasmus von Rotterdam, der mannhafte Kämpfer für die Reformation, und Andere waren ihm innig zugethan und dieser besonders war durch aufrichtige Freundschaft mit ihm verbunden, und mit Anderen unterhielt er lebhaften schriftlichen Verkehr. Das Ansehen, das Frobeen genoss, ging weit über die engen Grenzen seiner Vaterstadt hinaus. Fachgenossen schätzten in ihm den erfahreneren Kollegen, Gelehrte in ihm den Gleichgestellten. Die regen Beziehungen, die er in seinem umfangreichen Geschäfte unterhielt, waren nicht ohne erheblichen Einfluss auf die weitere Entwicklung desselben und halfen wesentlich mit zur Befestigung und Weiterausdehnung seines Ruhmes.

Ein gegenseitig inniges Verhältniss bestand zwischen Frobeen und seinen Autoren, woraus sich alsdann eine Reihe zum Theil sehr bedeutender Publikationen entwickelte und eine reiche geschäftliche Thätigkeit baute sich darauf auf. Als seine bedeutendste Leistung sind zweifellos seine Bibel- und Klassikerausgaben zu bezeichnen, die sich ebenso durch ihre herrliche typographische Ausführung, wie innere Korrektheit auszeichnen und die noch gegenwärtig zu den selteneren und geschätzten Ausgaben gehören. Seine ganze Sorgfalt widmete er seinem Berufe, ihm

galt seine ausschliessliche Lebensaufgabe und mit einer scrupolösen Peinlichkeit überwachte er die Erzeugnisse seiner Druckerei, wie die seines Verlages und bis in die Details war er für sie eingenommen. Diese Liebe zu seinem Berufe, strengste Gewissenhaftigkeit, gepaart mit der ihm eigenen grossen Gelehrsamkeit, machten ihn natürlich besonders geeignet, ihn mit Erfolg in seiner Thätigkeit walten zu lassen, und so erhob er sich denn mit raschem Fluge über viele seiner Zeitgenossen, die ihm aber ohne Neid und Falschheit schon hohe, doch nur gerechte Anerkennung zollten. War er als Geschäftsmann geehrt und als hoch gebildeter Mann in Gelehrtenkreisen geachtet, so war er auch als Mensch geliebt. Liebenswürdig in seinem Wesen und Umgange, charakterfest in ernsten und wichtigen Fragen, hatte er ein weiches Gemüt, das sich in Wohlthätigkeit gegen Arme und Bedürftige vielfach äusserte. Vielfach wirkte er und stiftete Gutes im Geheimen, sein bescheidenes Wesen vermochte nicht in öffentlichen Anerkennungen den Zweck des Wolthuns zu erkennen; so war er oft unbewusst und ungekannt der Freund der Unterstützten. Sein Ruf war schon bei Lebzeiten ein fest begründeter, und derselbe wird unsterblich durch die überlebenden Geschlechter so lange erhalten bleiben, solange noch Bildung und Wissen in Anerkennung und Wert stehen werden.

Frobeen war ein eifriger Drucker; er war aber auch gleichfalls ein rühriger Geschäftsmann. Sein öfterer Besuch der Leipziger Messen, welche damals schon in Ansehen standen, beweist am besten, wie eifrig er für den Absatz seiner Verlagswerke zu wirken suchte, denn das buchhändlerische Geschäft

beruhte damals wesentlich auf Tauschgeschäften, d. h., die einzelnen Buchhändler tauschten ihre Bücher gegen solche anderer Verleger um und deckten auf diese Weise ihren Bedarf.

Frobeen scheute keine Mühe, wenn es sich um geschäftliche Beziehungen handelte, was zur Genüge seine öfteren Reisen nach Leipzig beweisen, die mit Rücksicht auf die damaligen Zustände doch so beschwerlicher Natur waren.

Frobeen starb im Oktober 1527. Mitten im freudigen Schaffen, das ihm Anerkennung und Ruhm einbrachte, traf ihn der unerbittliche und nichtscheuende Tod, der für die damalige Zeit überhaupt, wie für sein eigenes Geschäft ein herber und unersetzlicher Verlust war. Es war ihm, dem Mann, welcher noch rüstigen Alters war, nicht vergönnt, weiter zu wirken in seinem Geschäfte und durch dasselbe beizutragen zur Aufklärung des Volkes. Sein umfangreiches Geschäft, das sein Wissen und seine Arbeit aufgebaut hatte, ging seiner Familie nicht verloren. Sein ältester Sohn Hieronymus trat an die Stelle des Vaters, der, wenn er auch diesen nicht zu ersetzen vermochte, dennoch bemüht war, im Sinne und Geiste des Begründers das ihm überlieferte Geschäft fortzusetzen, das nach dessen Tode von seinem Schwager Nicolaus Episcopus übernommen wurde. Nach dessen Heimgange wurde der Name Frobeen noch durch einige Dezennien erhalten durch die Enkel Hieronymus, Ambrosius und Aurelius.

Johann Frobeen ist eine jener Erscheinungen im Buch- und Druckgewerke, die nicht aus Sucht nach irdischen Gütern sich der neuen Kunst zuwandten, diese erlernten und sich zu Nutze zu machen suchten.

Ein innerer und edlerer Zug trieb ihn dazu, er wollte der Erfindung und damit dem Volke nützen, indem er als Gelehrter seine Kenntnisse in den Dienst der Erfindung stellte. Und gerade darin ist der nach Erfindung der Kunst so bedeutende Aufschwung derselben zu erklären, dass die gelehrtesten Männer sich derselben widmeten und dieselbe nicht unerfahrenen und unwürdigen Männern anvertraut blieb. So leben diese Männer immer unter uns, ermunternd und zur Nacheiferung anstrebend, als Vorbilder unseres Berufes.

Philipp Erasmus Reich

wurde am 1. Dezember 1717 zu Laubach in der Wetterau geboren, woselbst sein Vater, Johannis Jakob Reich, das Amt eines Leibarztes in der Gräflich Solmschen Familie bekleidete. Liebe zu den Büchern, die sich in den Kinderjahren des jungen Reich schon in verschiedener Weise offenbarte, bestimmte ihn, nach Austritt aus der Schule, das Buchhändlergewerbe zu erlernen und zwar bestand er diese seine Lehrzeit in einer Frankfurter Handlung. Mit Eifer und grossem Fleisse war er schon in den ersten Jahren seiner neuen Beschäftigung bemüht, sich mit dem von ihm gewählten Berufe aufs Eifrigste vertraut zu machen. Nach Beendigung seiner Lehrzeit verliess er Frankfurt, um sich anderweit umzusehen und seine Kenntnisse zu vervollkommen. Eine Geschäftsreise nach London, sowie später seine Stellung als Geschäftsführer einer Buchhandlung in Stockholm, breiteten seine Kenntnisse aus und erweiterten seinen Gesichtskreis.

Erfahrungsreich und mit tüchtigen Fachkenntnissen kehrte er nach Deutschland zurück, wo er sich zunächst nach Leipzig wandte, dem schon damals bedeutendsten Buchhändlerplatze. Seine Tüchtigkeit als Buchhändler, wie das Wesen seines Charakters, waren ihm vorausgeeilt, denn bald nach seiner Ankunft wurde er als Geschäftsführer in der damals sehr hoch angesehenen Buchhandlung des Kurfürstl. Sächs. Hofrats Mor. Georg Weidmann angestellt. Die Weidmann'sche Buchhandlung mit ihren ausgedehnten Beziehungen bot für einen energischen und tüchtigen Buchhändler ein weites Feld der Thätigkeit und unser Reich, mit seinem klaren Verstande, fand hier die rechte Stelle. Der gewandte, glücklich spekulierende und rastlose Geist äusserte bald seinen wohlthätigen Einfluss auf die Handlung, die zu damaliger Zeit nach einer grossen Blütezeit ihrem Verfall entgegenging. Reich war es, der die Handlung, welche zur bevorstehenden Messe 6000 Thlr. zahlen sollte (ihr Vermögen betrug jedoch nur 1200 Thlr.), über diese Krise hinwegbrachte. Reich, durch die Verhältnisse der Handlung zur Sparsamkeit und Einschränkung gezwungen, hob die Filialgeschäfte in Schweden und Warschau auf und wandte seine gesamte Kraft und die gesamten Mittel an, um die Leipziger Handlung wieder zu Ehren zu bringen. Als praktisch veranlagter und hellsehender Kopf, wusste er die gegebenen Verhältnisse nach Möglichkeit auszunutzen und ein glücklicher Gedanke Reichs war es, dass er, in der richtigen Erkenntnis, dass in dem damals begonnenen französischen Kriege und dem wahrscheinlichen Anrücken französischer Truppen, bei vielen der Wunsch rege werden dürfte, die

französische Sprache zu erlernen, sich entschloss, die Peplier'sche französische Grammatik — die damals anerkannt beste Methode — käuflich zu erwerben und sich darauf die Privilegien dafür auswirkte. Dieses Unternehmen gelang so glücklich, dass binnen kurzer Zeit mehrere starke Auflagen nötig wurden und noch für Jahrzehnte hinaus alljährlich neue Auflagen nachgedruckt werden mussten. Dieses wie andere glückliche Unternehmungen, brachte die Handlung, die Reichs unumschränkter Verwaltung anvertraut worden war, bald wieder in einen blühenden Zustand und stellte sie bald in die Reihe der angesehensten Handlungen Leipzigs.

Hofrat Weidmann erkannte die Thätigkeit Reichs in der edelsten Weise an; aus Dankbarkeit erhob er ihn im Jahre 1762 zum Teilhaber der Handlung, doch nicht mit gleicher Teilnahme, sondern nur mit einem bestimmten Gehalte. Reichs unermüdlicher Fleiss und sein Interesse für die Handlung konnte in einer anderen und schöneren Weise nicht ausgezeichnet werden und gewiss hat er alle Zeit mit innigstem Danke die Grossmut seines ehemaligen Chefs anerkannt.

Nach dem inzwischen erfolgten Tode des Besitzers, des Hofrats Weidmann, schloss Reich mit dessen einziger Tochter einen Vertrag ab, nach welchem derjenige von beiden Teilen, welcher den Anderen überleben werde, Eigentümer der inzwischen in die Firma: Weidmann's Erben & Reich umgeänderten Handlung werden sollte. Reich starb zuerst und die Handlung, welche Reichs Energie und Thatkraft in solchen Flor gebracht hatten, ging in den Besitz der Weidmann'schen Tochter über, welche

dieselbe alsdann unter dem noch jetzt existierenden Namen: Weidmann'sche Buchhandlung weiterführte. Ausserdem kaufte die nunmehrige alleinige Inhaberin der Handlung der Witwe Reich das Verlagsrecht, sowie alle Vorrechte der Gellert'schen Schriften für 10,000 Thlr. ab, welches Gellert dem Reich in sein alleiniges Verlagseigenthum übergeben hatte. Reich seinerseits hatte zu Lebzeiten aus Dankbarkeit, seinem Freund Gellert, später auch seinem Freund Sulzer, auf seinem Landgütchen in Sellerhausen ein Monument nach Oeser's Angabe setzen lassen, ausserdem nahm er auch den regsten Anteil an der Errichtung des Denkmals, welches die Verehrer Gellert's ihm an der Johanniskirche errichten liessen.

Reich unterhielt behufs glücklicher Betreibung seines vielverzweigten Geschäfts eine fortwährende Verbindung mit den namhaftesten Gelehrten jener Zeit. Allwöchentlich vereinigte er in seiner Wohnung zu einer Abendgesellschaft die ersten Gelehrten und Künstler Leipzigs, wie Ernesti, Weisse, Zollikofer, Geh. Kriegsrat Müller, Rosenmüller, Bildhauer Oeser u. A. um sich, um sich an ihrem Umgange zu unterhalten und zu erholen. Diese Abendgesellschaften waren von dem wohlthätigsten Einfluss auf die Entwicklung seines Geschäfts. Neue Projekte wurden dabei geplant, gefasste Pläne ihrer Ausführung näher gebracht, und durch die Vermittelung dieser Männer erhielt er Werke tüchtiger Gelehrten in seinen Verlag, wovon die Weidmann'sche Buchhandlung eine ganz erhebliche Anzahl geliefert hat. Reich war bis zu seinem letzten Tage unermüdlich im Geschäft und seine verdienstvolle Thätigkeit beschloss er mit Heyne's Übersetzung von Homer's Iliade.

Reich reiste gern und viel; auf diesen seinen Reisen entfaltete er eine ausserordentliche Freigebigkeit. Er suchte sofort stets neue Verbindungen anzuknüpfen und gewöhnlich liess er zu diesem Zwecke auf seiner Reise, zu einem von ihm und auf seine Kosten veranstalteten Gastmahle, die ausgezeichnetsten Gelehrten des Ortes einladen, um mit diesem oder jenem bekannt zu werden. Seine Liebenswürdigkeit und sein feingebildeter Charakter kamen ihm hierbei wesentlich zu statten. Den um die Weidmann'sche Buchhandlung verdienten Männern gab er die thätigsten Beweise seiner Dankbarkeit. Wir wollen hierbei nur eines Beispieles gedenken. Zollikofer übernahm vor dem Abdrucke des Zimmermann'schen Buches: „Über die Einsamkeit“ die Durchsicht und Umarbeitung desselben. Obgleich nun Reich diese Mühe Zollikofer's zu honorieren nicht unterlassen hatte, verwandelte er dennoch, als ihm kurz nachher dieser Gelehrte seine Predigten gegen ein Honorar von 100 Thlr. anbot, diese Summe in 100 Friedrichsd'or, mit dem Bemerken: dies sei nur eine Kleinigkeit für das Viele, was die Weidmann'sche Buchhandlung Zollikofer schuldig sei. Auch nach Reich's Tode wurde Zollikofer's Verdienst gebührend anerkannt; die Erbin der Weidmann'schen Buchhandlung zahlte der Witwe Zollikofer's für seine hinterlassenen 7 Bände Predigten 6000 Thlr. in Louisd'or.

Auch gegen Wieland bezeugte er seine Grossmütigkeit. So übernahm Reich die Kosten und den Vertrieb von Wieland's Agathon, welches er selbst, mangels Geldes, nicht mehr fortzusetzen vermochte, und zahlte ihm überdies noch ein solch beträchtliches Honorar, dass Wieland ihm schriftlich versicherte: „so ist noch

kein deutscher Schriftsteller von einem Verleger bezahlt worden.“ Überdies war Reich bemüht, seiner Dankbarkeit nach anderer Seite hin Ausdruck zu geben; so übermachte er nicht selten der Gemahlin irgend eines um die Handlung verdienten Gelehrten auf eine zarte Weise ein Geschenk. — Seinen Gehülfen und Untergebenen war Reich ein zärtlicher und väterlicher Freund; er nahm sich ihrer in edelster Weise an und half, wo die Notwendigkeit einer Unterstützung zu seiner Kenntnis gelangte, gern und in reichem Masse. Die Liebe und Anhänglichkeit derselben war ihm daher schon zu Lebzeiten gesichert, die ihm bis lange nach seinem Tode bewahrt wurde. Welchen Edelmut Reich besass, kennzeichnet nachfolgender Vorfall: eine achtbare Familie war in tiefes Elend geraten; alle Hülfquellen waren erschöpft, keine Rettung schien möglich; Reich erhält Kenntnis von dem Unglück dieser ihm bekannten Familie, und da ihm seine Verhältnisse ein solch erhebliches Opfer in pekuniärer Hinsicht nicht zuliessen, veräusserte er sein beträchtliches und ihm sehr wertvolles Dukatenkabinet, um diese Familie vor gänzlichem Sinken zu retten.

Reich war ein hochgebildeter Geist, der mit den Zeitverhältnissen innig verwandt war, und genoss ein hohes Ansehen in Leipzig, wovon wir einen Beweis dadurch erhalten, dass er sich mit unter denjenigen Männern befand, welche Friedrich II. im 7jährigen Kriege (1759) als Geiseln auf die Pleissenburg bringen liess, um die Kontribution zu erhalten, welche er als Sieger von der Stadt forderte. — Neben seiner vielbeschäftigten Thätigkeit in seiner umfangreichen Handlung, fand er auch noch Zeit als Schriftsteller aufzutreten, doch erschienen seine Arbeiten wie: *Linguet's*

Betrachtungen über die Rechte des Schriftstellers, ferner „die Vorteile der Völker durch die Handlung“ und Andere, anonym. Aus Bescheidenheit, die ihm eigen war, liebte er nicht die Öffentlichkeit, die er doch, wie kaum ein Anderer, nicht zu scheuen hatte. Aber wie alle, so liebte auch er, als grosser Mann, stets die Zurückgezogenheit.

Als Buchhändler war Reich ein Mann, der das Ansehen und Vertrauen Jedermanns besass; man schätzte in ihm ebenso den tüchtig gebildeten und erfahrenen Geschäftsmann, als einen Menschen mit Herz und Gemüt. — So hinterliess er ein durch seine Thatkraft neu geschaffenes Geschäft und starb am 3. Dezember 1787 als ein Mann, der in alle Zukunft als leuchtendes Vorbild unseres Berufs gelten und den zu nennen jedermann mit Stolz erfüllen wird.

Johann Philipp Palm

wurde im Jahre 1766 zu Schorndorf, einem im Jaxtkreise des Königreichs Württemberg gelegenen Dörfchen, geboren. Nach Besuch der dortigen Schule trat er, 14 Jahre alt, bei seinem Oheim, dem Buchhändler Johann Palm, als Lehrling ein. Nach beendigter Lehrzeit verliess er Erlangen, war darauf in Frankfurt als Gehülfe thätig, später auch in Göttingen bei Vandenhoeck & Ruprecht, und kehrte endlich, nach mehrjährigem auswärtigen Aufenthalt nach Nürnberg zurück. In der Stein'schen Buchhandlung arbeitete er; lernte dabei die Tochter des Buchhändler Stein kennen, heiratete sie später, und wurde, nach dessen Ableben, Inhaber der Stein'schen Buchhandlung. Nürnberg war zu jener Zeit noch ein sehr wichtiger Buchhändlerplatz,

insbesondere für den Kommissionshandel, fast der grösste Teil der süddeutschen Handlungen hatte da-selbst Vertretung. Auch die Stein'sche Buchhandlung, deren Inhaber J. Ph. Palm war, war Vertreter einer Anzahl von Buchhandlungen und beförderte die für diese eingehenden Packete etc. Als Kommissionär solcher Handlungen nun mochte zu jener Zeit, wo die Wogen hoch gingen, wo Deutschland unter der despotischen Herrschaft Napoleons stand, manches Schriftstück von ihm befördert worden sein, was gegen Napoleon und seine Regierung gerichtet war, von dem er jedoch keine Kenntniss hatte. Denn die eingegangenen Sendungen wurden, gemäss buchhändlerischen Gebrauches, uneröffnet weiterbefördert. Napoleon, welcher Kenntniss hatte von den verschiedenen gegen ihn erschienenen Schriften, liess scharf darauf fahnden, und seine Offiziere hatten strenge Ordre, entdeckte Fälle unnachsichtlich zu verfolgen.

Im Frühjahr 1806 nun war es, dass Palm an die Stage'sche Buchhandlung in Augsburg eine bei ihm erschienene Schrift: „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung“ sandte, in welcher in scharfen Worten Napoleon und sein régime gegeisselt wurde. Durch Zufall gelangte ein Exemplar dieser Schrift in die Hände einiger französischer Offiziere, welche die deutsche Sprache verstanden. Durch diese gelangte der Inhalt dieser Schrift zur Kenntniss nach Paris, und unverzüglich traf Napoleons Befehl ein, dass Palm, als Verleger der Schrift, zu verhaften sei. Palm befand sich zu dieser Zeit Geschäfte halber in München, und erhielt dahin Nachricht von diesem Befehl, wie auch, dass am 28. Juli 4 schwarz gekleidete Herren nach seiner Schrift gefragt, alles durchsucht, aber

nachdem sie nichts entdecken konnten, sich wieder entfernt hatten. Nach Empfang dieser Nachrichten kehrte Palm, furchtlos wie er war, nach Nürnberg zurück; am 9. August traf er ein, ging aber, aus Rücksicht auf seine Familie, und weil ein Augsburger Buchhändler auf Napoleons Befehl verhaftet worden war, nach Erlangen. Indes dort hielt es ihn nicht lange; die Sehnsucht nach seiner Familie und nach seinem Geschäfte trieb ihn nach Nürnberg zurück, wo er zunächst jedoch die Gesellschaft mied, um sich keinen direkten Gefahren auszusetzen.

Seine Familie, die seiner noch bedurfte, legte ihm Verpflichtungen auf, denen er nachkommen musste, auch wenn es seinem mutigen Wesen widersprach. Aber diese Vorsicht schützte ihn nicht vor den schwersten Gefahren; sein Aufenthalt wurde durch Spione aufgedeckt, zu welchem Zweck ein Knabe dienen musste.

Eines Tages trat ein ärmlich gekleideter Knabe in das Geschäft der Stein'schen Buchhandlung mit einem von mehreren angesehenen Bürgern Nürnbergs unterschriebenem Bittgesuch, in welchem um ein Almosen gebeten wurde, wobei der Knabe speziell nach Palm fragte. Der nichts Schlimmes ahnende Commis führte diesen zu Palm. Dieser gab dem Knaben bereitwillig einen Beitrag, worauf derselbe sich schnell entfernte. Unmittelbar nach dem Weggange des Knaben traten 2 französische Gensdarmen ein, stiegen die ihm von dem Knaben bezeichneten Treppen hinauf, verhafteten Palm und führten ihn vor den französischen General. Dieser fragte Palm, wer der Verfasser der Schrift sei und von wem er sie erhalten habe. Palm erklärte, er habe sie von unbekannter Seite empfangen

behufs Vertriebes. Daraufhin wurde Palm zunächst mit Hausarrest belegt, später aber ins Gefängnis gesteckt.

Nach einigen darauf angestellten, kurzen Verhören, durch die indes nur die Form gewahrt werden sollte, und, nachdem er von seiner Gattin und seinen Kindern Abschied genommen hatte, wurde er abgeführt, und dem Marschall Bernadotte überwiesen, welcher damals in Ansbach Lager hielt. Sogleich nach Palm's Abführung von Bernadotte, wurde er, ohne verhört zu werden, ins Gefängnis gelegt, das er nur dann wieder verlassen sollte, um seinen letzten Gang anzutreten.

Palm wurde nicht gestattet, die Hülfe und Unterstützung eines Rechtsanwaltes zu geniessen, denn die Bemühungen und Vorstellungen des Dr. Holzschuher, welcher sich in Palm's Interesse für ihn verwenden wollte, wurden wohl gehört, aber nur zum Scheine, in Berücksichtigung wurden sie nicht gezogen.

Auch das Flehen von Palm's Gemahlin und Kindern blieb unerhört und kurzer Hand damit abgewiesen, dass an der Sache nichts mehr zu ändern sei, da die Verhaftung auf direkten Befehl Napoleon's erfolgt sei. Diese schroffe Abweisung versetzte Gattin und Kinder in die höchste Angst; sie befürchteten für ihren unschuldig verhafteten Gatten und Vater das Schlimmste.

Die Allmacht des Kaisers Napoleon machte alle Einwendungen verstummen und ein einmal von ihm gegebener Befehl fand keinen Widerstand.

Von Ansbach aus wurde Palm nach Braunau überführt, woselbst er am 22. August anlangte, nachdem die vom Fürsten von Neufchatel und Valangin auf

Befehl Napoleon's ernannte Kommission schon am 12. August zusammengetreten war, und bereits am 25. August, nach nur 2 angestellten Verhören, hatte sie das Todesurteil über Palm ausgesprochen.

Ebenso rasch wie der Prozess geführt worden war, ebenso rasch sollte das Urteil selbst zur Ausführung gebracht werden. Am 26. August 1806, früh, wurde Palm das Todesurteil vorgelesen, und schon nachmittags, zwischen 2—3 Uhr, wurde er in Braunau, durch französische Soldaten erschossen. Palm ahnte nicht das über ihn verhängte Todesurteil; ja er hatte, weil er sich der Unschuld bewusst war, zuversichtlich auf seine Befreiung gehofft; um so niederschmetternder wirkte die Verkündigung des Urteils auf ihn ein. Er klagte laut auf zu Gott und weinte bitterlich. Nicht um seiner selbst willen, sondern seiner Gattin und Kinder wegen, denen er so rasch entrissen werden sollte, und die seiner doch noch so dringend bedurften. — Aber der Glaube zu Gott stärkte ihn in dieser schweren Stunde, er ergab sich in sein Schicksal, und dem Tode sah er mutig in's Angesicht.

Nach Vorlesung des Todesurteils wurde Palm in das Gefängnis zurückgeführt. Er erbat sich den Geistlichen, den er auch erhielt, aber das heilige Abendmahl, das er noch zu erhalten wünschte, konnte ihm nicht gereicht werden, da ein evangelischer Geistlicher in der Umgebung Braunau's nicht zu finden war. — Gefasst und ruhig sah er nach empfangenem Troste dem Tode entgegen, dem er in so schmachvoller Weise überliefert werden sollte. Er vergab seinen Feinden, schrieb an seine Gattin und Kinder, und sang zum Abschiede noch seine Lieblingslieder: „Alles ist an Gottes Segen“, und „Gottlob, nun ist es wieder Morgen.“

Dem Geistlichen, Herrn Pastor Pöschel, übergab er seinen Ring, sein Geld und seine Uhr, welch' letztere er seinem Sohne auszuhändigen bat und erwartete nun ruhig und in Gott den Tod.

1 Uhr nachmittags, wurde Palm gebunden, auf einen Leiterwagen zwischen 2 Geistliche gestellt und ausserhalb der Stadt, auf die Glacis vor dem Salzburger Thore, geführt. Dasselbst war das sämtliche französische in Braunau liegende Militär aufgestellt. Eine grosse Menge Volkes hatte sich eingefunden, tief bewegt und innig teilnehmend an dem bitteren Schicksale Palm's. Auf dem Platze angekommen, und vom Wagen herabgestiegen, trocknete Palm seine reichlich fliessenden Thränen mit seinem Taschentuch, übergab dies dem Pastor Pöschel, damit dasselbe seiner Gattin als letztes Andenken überbracht würde, und bat, ihm die Augen zu verbinden. Wenige Sekunden darnach wurde Feuer gegeben und Palm fiel, schwer verwundet, stöhnend hin. Weitere abgegebene Schüsse endeten sein Leben, das in so tragischer Weise beschlossen wurde.

Palm war tot; der unschuldig verurteilte Mann war seiner Familie entrissen, und laut wimmerten mit ihm die Zuschauer, ja nach Bekanntwerden das gesamte deutsche Volk, das, innerlich entbrannt über diesen tyrannischen Despotismus, nicht zu helfen vermochte.

Palm ist keiner jener Männer, denen das Glück es vergönnt hatte, sich ein grosses Haus zu gründen, und sich durch dasselbe Ruhm und Anerkennung zu schaffen. Seinem einfachen Wesen entsprach seine Umgebung, und so lebte er äusserlich als bescheidener Mann. Das Schicksal hatte ihm vielmehr eine traurige

Rolle gespielt, sein Leben unschuldig zu lassen, um der Blutgier des Tyrannen zu genügen. Dieses bittere Schicksal hat ihn berühmt gemacht, und als Dulder der grossen Freiheitskriege tritt er uns entgegen, als ein Mann von Ehrlichkeit und Charakter, erfüllt mit festem Gottvertrauen, als lobendes Beispiel für alle Zeiten.

Sein letzter Abschiedsbrief, der Palm in schönster Weise kennzeichnet, möge den Abschluss dieser Skizze bilden:

„Herzenschatz! herzlich geliebte Kinder!

Von Menschen, aber nicht von Gott verlassen, urteilte ein hiesiges Militärgericht über mich, nachdem ich nur zwei Verhöre hatte und gefragt wurde, ob ich politische Schriften verbreitet hätte.

Ich sagte, was ich wusste, dass höchstens nur per Spedition zufälliger Weise dergleichen versandt worden sei, aber nicht mit meinem Willen und Wissen. Auf dieses richtete man mich vom Leben zum Tode ohne Defensor.*) Ich bat mir dazu N. aus, welcher aber nicht erschien; indessen vor Gott wird er uns erscheinen.

Dir Herzensfrau, sage tausend Dank für Deine Liebe; tröste Dich mit Gott und vergesse mich nicht.

Ich habe auf der Welt nun nichts zu sagen; aber dort destomehr. Lebe wohl, Du und Deine Kinder; Gott segne Dich und sie.

Empfehle mich dem Herrn und der Frau Schwägerin und allen Freunden, denen ich für ihre Güte und Liebe danke.

*) Verteidiger.

Nochmals lebe wohl! dort sehen wir uns wieder!

Dein herzlicher Gatte und meiner Kinder Vater

Joh. Phil. Palm.

Braunau, im Gefängnisse, am 26. August 1806, eine halbe Stunde vor meinem Ende.“

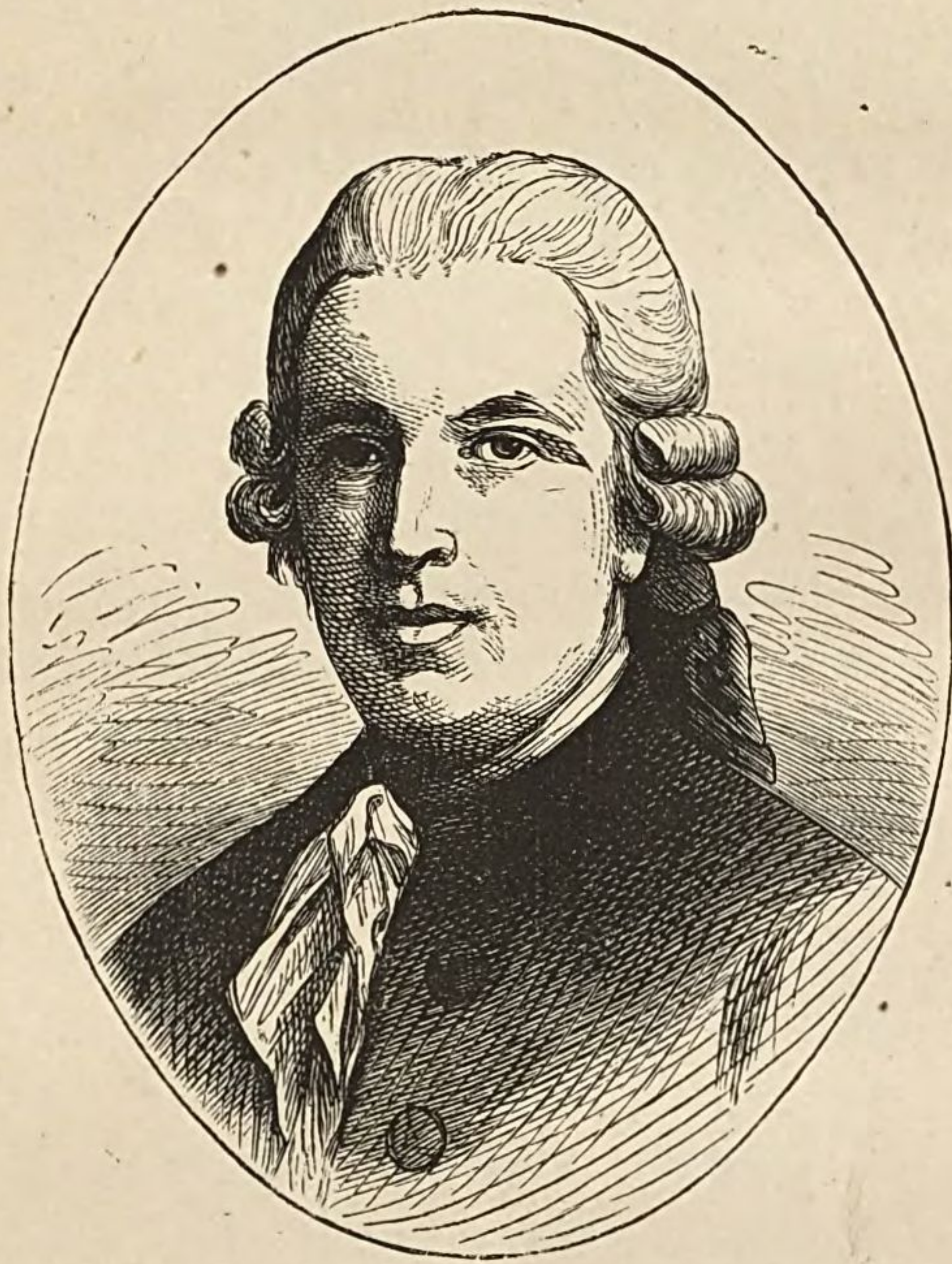
Johann Gottlob Immanuel Breitkopf

war den 23. November 1713 zu Leipzig geboren, woselbst sein Vater, ein tüchtiger und sehr thätiger Mann, mit wenigen Mitteln eine Schriftgiesserei, Buchdruckerei und Buchhandlung errichtet und mit vielem Glücke zu einer ansehnlichen Höhe gebracht hatte.

Der junge Breitkopf war ein munterer Knabe mit lebhaftem Temperamente und die Natur hatte ihm die glückliche Gabe eines scharfsinnigen Kopfes verliehen.

Der Vater liess ihm eine gute Bildung angedeihen, in der weissen Erkenntnis, dass ein im Besitze tüchtiger Kenntnisse befindlicher junger Mann dem Leben sicherer entgegentreten kann, als im Gegenteil. Ausserdem wünschte er ja, dass sein Sohn sich vorbereiten solle, um später in das Geschäft einzutreten und um ihn wirksam zu unterstützen.

Indes das Wesen des väterlichen Geschäftes sagte dem lebhaften jungen Mann aus verschiedenen Gründen nicht zu. Einmal, weil ihm der kaufmännische Geist, von dem er argwöhnte, jeder Kaufmann betrüge und müsse betrügen, um vorwärts zu kommen, nicht sympathisch war, zum andern war sein Hang zu den Wissenschaften ein so grosser, dass ihm alle



Johann Gottlob Immanuel Breitkopf.

im Handel vorkommenden Arbeiten zu mechanisch erschienen.

Unter solchen Verhältnissen fühlte er keine Neigung in sich, den Buchhandel zu erlernen, trotz des vom Vater lebhaft gehegten Wunsches, welcher seinem einzigen Sohne einst die Geschäfte zur Weiterführung überliefern wollte. Sein Vorsatz war, sich den Studien ausschliesslich zu widmen, und der Vater vermochte es trotz aller Einwendungen nur dahin zu bringen, dass er sich seinem Geschäfte wie seinen Studien zu gleicher Zeit widmen sollte, obgleich für ihn das Studium zunächst die Hauptsache war.

Mit allem Ernste widmete er sich nun der Erlernung der Sprachen, besonders der neueren; auch das Latein lernte er und verstand es gut, gegen die griechische Sprache hingegen trug er eine grosse Abneigung in sich, die vielleicht von der Art und Weise herrührte, nach welcher sie ihm beigebracht werden sollte. Gleichzeitig aber musste er auch im Geschäfte seines Vaters thätig sein, um sich mit demselben bekannt zu machen, mehr als er Neigung dazu in sich fühlte. Sein Leben galt zunächst dem Studium und seine Lieblingsfächer waren: Geschichte und Literatur, Philosophie und deutsche Sprache. Seine Lehrer waren die Professoren Christ, Maskow, Gottsched. Insbesondere letzterem, der nachher auch sein Hausfreund wurde, dankte er viel, ja seiner Aussage nach, lernte er von ihm die Gewandtheit des Stiles oder besser der deutschen Sprache.

Bei dem feurigen Temperamente, das unserem Breitenkopf eigen, war es ganz natürlich, dass derselbe erst mehrere Stadien zur Läuterung seiner Ansichten und Befestigung seines Charakters zu durchlaufen

hatte. So verwandelte sich seine Neigung, die er früher für die Philosophie und die alten Klassiker hegte, in das Gegenteil um, weil beide ihm nicht genügten. Ja auf beide schalt er zuweilen gar, wenn auch nicht in ernsterem Sinne, und nannte alles, was mit Philosophie im Zusammenhang stand, philosophische Grillen und Hirngespinnste und nichts vermochte ihn davon, bis an sein Ende, abzubringen. Dieses steife Festhalten an irgend einer Sache bildete überhaupt einen Hauptzug seines Charakters; ja zuweilen hing er hartnäckig an seiner Ueberzeugung; er liess sich daher nicht sogleich von einer anderen oder neuen Meinung, wie ein Rohr vom Winde, bewegen. Dieser Charakterzug des jungen Breitkopf darf uns indes nicht verwundern, denn ehe er eine Meinung annahm, wog er dieselbe sicher und mit aller Ueberzeugung ab; eine Ueberstürzung war daher fast niemals an ihm zu bemerken. So verfocht er seine Meinung bis aufs Äusserste und alle nur möglichen Gründe bot er auf; vermochte er dadurch seine Gegner nicht zu überzeugen, so nahm er seine Zuflucht zu Sophistereien, nicht um sie dadurch im Ernste für seine Sache zu gewinnen, sondern sie vielmehr auf die Probe zu stellen und sie zu sondieren. War er in irgend einem Streite der Unterlegene, so gestand er zwar nie die Niederlage ein, aber auf seinem Gesichte drückte sich ein gewisses Lächeln mit Unwillen und Scham erfüllt, aus, dass alle Diejenigen, welche ihn kannten, sogleich sahen, dass er seine Niederlage eingestand, auch wenn er dies nicht in grossen Betheuerungen bemerklich machte.

Mehrere Jahre hatte er sich seiner Neigung, der akademischen Laufbahn gewidmet, nebenher hatte er

aber seinem Vater mithelfen müssen, mehr als dies ursprünglich in seiner Absicht lag und seiner Neigung entsprach. Gewiss hatte in letzterer Beziehung sein Vater in schärferer Weise seine väterlichen Rechte in Anwendung gebracht.

Mitten nun in diesen verschiedenartigen Beschäftigungen geriet er plötzlich auf den Einfall, Mathematik zu studieren und gewiss zu seinem Vorteil. Denn Breitkopf konnte nicht ahnen, von welchem Einflusse dieser Einfall für ihn und seinen Ruhm werden sollte. Die Mathematik war es gerade hauptsächlich, welche ihn zu neuen Entdeckungen und Erfindungen führen sollte und er war es, der, Dank seiner mathematischen Kenntnisse, den Drucktypen eine andere und schönere Form gegeben hat; denn nicht immer war der Druck in der Vollkommenheit vorhanden, als wie wir ihn jetzt in schön gebundenen und gedruckten Büchern vor uns haben. Die einzelnen Typen waren früher in Grösse und Umfang nicht genau übereinstimmend, erst durch Breitkopf trat eine Wendung zur Besserung ein und wir alle, die wir uns an den schön gedruckten Büchern erfreuen, schulden Breitkopf unsern Dank.

Auch hinsichtlich der Notentypen strebte er nach Verbesserung und seinen Bemühungen gelang es, auch hier einen wesentlichen Fortschritt herbeizuführen. Denn durch ihn wurde zuerst der Druck der Notenstücke durch einzelne Typen ermöglicht, während früher die einzelnen Seiten in eine (Holz-)Platte geschnitzt werden mussten, was eine ebenso zeitraubende als kostspielige Sache war, weil diese Tafeln eben nur zu einem Zwecke, nicht aber wie dies bei

beweglichen Typen der Fall ist, beliebig benutzt werden konnten.

Mit Recht darf man daher auch Breitkopf als den Wiederhersteller des guten Geschmacks in typographischer Schönheit nennen.

Die Bemühungen und Anstrengungen, die Breitkopf für die Typographie anstellte, waren, wie natürlich, nicht ohne Einfluss auf das väterliche Geschäft; dasselbe vergrösserte sich unter solch einer wohlthätigen Leitung beständig und das Breitkopf'sche Geschäft wurde bald zu einem der grössten und angesehensten Deutschlands, ja die Breitkopf'sche Offizin wurde die vielfältigste der Welt,

Gewiss war Breitkopf mehr Buchdrucker als Buchhändler, wenigstens anfänglich. Indes sein reger und thätiger Geist erstreckte sich nicht nur auf einen Zweig, sondern erstreckte sich auf alle seines Geschäftes und so vermehrte er das Verlagsgeschäft durch eine grosse Anzahl von Werken, unter denen die bedeutendsten Männer jener Zeit vertreten sind.

Nach dem Tode seines Vaters ging das Geschäft in seinen alleinigen Besitz über und die Leitung dieses ausgedehnten Geschäfts lag ihm ausschliesslich ob.

Das Breitkopf'sche umfangreiche Geschäft, das einen minder grossen Geist gewiss völlig beschäftigt haben würde, konnte unserm Breitkopf noch nicht genügen. Derselbe liess sich in keine festbestimmten Grenzen bannen, unaufhörlich vielmehr sann er nach neuen Anknüpfungspunkten. Die lateinische und deutsche Schrift war es besonders, die ihn beschäftigte. Die deutsche Schrift schien zu jener Zeit sehr

gefährdet; ja sie war nahe dabei, von der lateinischen verdrängt zu werden.

Breitkopf trat in Wort und Schrift für die deutsche ein, die für das Auge angenehm und deshalb vorzuziehen sei. Seine Verlagswerke wurden daher zu- meist auch mit deutschen Typen, die nach seiner Angabe verbessert worden waren, hergestellt. Jene Zeit glich in dieser Beziehung viel der jetzigen; denn auch gegenwärtig befindet sich die deutsche Schrift in einem Stadium, das zu ihrem Nachteil ausfallen dürfte. — Vielleicht in wenigen Jahren schon dürfte die lateinische Schrift zur gebräuchlichsten werden, und wohl mit Recht, denn die lateinische Schrift ist dem Auge weniger gefährlich, weil sie einfacher ist.

Breitkopf war trotz der grossen Gelehrsamkeit die er besass, ein tüchtiger Geschäftsmann, dessen weiter Blick die zahlreichen Geschäftszweige sicher übersah. Das Geschäft entwickelte sich denn zu einer ungeahnten Höhe, und zu Lebzeiten genoss er schon ein grosses, aber berechtigtes Ansehen. Breitkopf besass eine erstaunliche Arbeitskraft, wovon seine litterarische Thätigkeit genügend Zeugnis ablegt.

Eine ganze Reihe von Büchern und Schriften hat er herausgegeben, unter denen die Geschichte der Buchdruckerkunst sicherlich das wichtigste sein dürfte, ein Werk, das die Bewunderung eines Lessing, wie anderer gelehrter Männer gewann und von einem der letzteren sogar in die Reihe streng historischer Werke gestellt worden ist.

Breitkopf war ein guter Kenner der Kunst, auch der Musik war er zugethan, aber nur in früheren Jahren hat er sich der letzteren gern und oft gewidmet. In späteren Jahren, wo andere Geschäfte ihn in Anspruch

nahmen, übte er nicht mehr, obwohl er gute Musik oft zu hören liebte. Ja, seinen Kenntnissen der Musik sind insbesondere die von ihm gemachten Fortschritte im Notendrucke zuzuschreiben.

Seine meiste Zeit brachte er auf seinem Zimmer mit Arbeiten zu; er liebte nicht das geräuschvolle Vergnügen, sondern seine Erholung bestand darin, dass er sich nach seinen Geschäftsstunden seinen Studien widmete. Sein gutes Gedächtnis und seine grosse Belesenheit kamen ihm hierbei sehr zu statten.

Reisebeschreibungen las er mit grossem Interesse, während er Theaterstücke niemals las, auch nicht ins Theater ging, weil beides ihm Zeitverschwendung zu sein schien. Dagegen las er auch Romane in seinen freien Stunden.

Breitkopf besass eine kräftige Natur, aber wie bei jedem rast- und ruhelosen Manne die Zeit ihren Einfluss geltend macht, so auch bei Breitkopf; seine Gesundheit fing an wankend zu werden und allmählich musste er sich, obwohl ungern, von mancherlei Geschäften zurückziehen. Wohl konnte er dies mit grösserer Ruhe, denn ihm stand sein jüngerer Sohn kräftig zur Seite, aber noch immer lebte er dem Geschäfte, und liess ihm seinen Rat zu teil werden bis ins hohe Alter hinein.

Breitkopf war in seiner Jugend, wie in seinen späteren Lebensjahren nie eigentlich krank gewesen; auch im Greisenalter war er es kaum.

Seinem Tode ging nur eine kürzere Zeit der Schwäche voraus und am 28. Januar 1794 entschlummerte er sanft und fast unbemerkt zum besseren Jenseits.

Der Buchhandel wie die Buchdruckerkunst verloren in ihm einen der edelsten Angehörigen; wie ein

Vater und Ratgeber wurde er geliebt und geehrt, denn in beiden Geschäften war er ein Meister.

Seinen Untergebenen war er ein treuer Freund und Helfer; fast ängstlich war er besorgt um deren Wohlbefinden, und ein Bittsuchender ist wohl schwerlich erfolglos von seinem Gange zurückgekehrt. — Diese guten Eigenschaften erwarben ihm schon bei Lebzeiten die Anerkennung und Ehre und Liebe seiner Mitmenschen.

Seine Handlung, die sein reger Geist und seine Schaffensfreudigkeit zu einem wohlbegründeten Hause gemacht hat, lebt fort in seinen nachkommenden Geschlechtern und wird, so hoffen wir, noch für alle Zukunft, als eine Stätte deutschen Geistes und deutscher Kunst unter uns fortbestehen.

Christoph Friedrich Nicolai

wurde am 18. März 1733 in Berlin geboren, woselbst sein Vater als Buchhändler ansässig war. Dieser war ein freundlicher, doch sehr ernster Mann, der seine Kinder zu strengem Gehorsam erzog. Seine Mutter verlor er bereits im 5. Jahr, und seinen Vater sah er, da derselbe sich tagsüber in der vom Wohnhause entfernten Buchhandlung aufhielt, wenig. Seine Geschwister waren meist viel älter als er, und durch alle diese Umstände entbehrte er in seiner ersten Jugend der mütterlichen Pflege und Zärtlichkeit, sowie der brüderlichen Freundschaft. Einsam stand er schon als Knabe da, und der Hang zum Alleinsein war schon frühzeitig bei ihm herangebildet. Den ersten Schulunterricht genoss unser junger Freund bei Pro-

fessor Schulze im Joachim'schen Gymnasium. Darnach, im Jahre 1748, kam er nach Halle, in die Schule des Waisenhauses, woselbst sein erster Lehrer, ein Herr Stein ein sanfter und gutmütiger Mann war, der auf Nicolai vielen Eindruck gemacht hat. Trotz der zu jener Zeit auf der Schule herrschenden steifen Lehrmethode, vermochte ihn dennoch Stein's Methode zu interessieren, und trotz des kurzen Aufenthaltes in Halle bewahrte er ihm viele Anhänglichkeit. Im gleichen Jahre, 1748, wurde in Berlin eine Realschule gegründet, eine von Staatsmitteln errichtete Anstalt. Nicolai's Vater wurde nun bewogen, seinen Sohn Christoph Friedrich auch auf diese Schule zu schicken, weil derselben vorzügliche Lehrer angehörten, und der junge Nicolai eine gute Schulbildung erhalten sollte. Er kehrte somit wieder nach Berlin zurück, um als Schüler der Realschule weiteren Unterricht zu erhalten.

Ostern 1749 schon verliess er diese Schule, um auf Wunsch seines Vaters die Buchhandlung zu erlernen. Sein Vater sandte ihn nach Frankfurt a. d. O., wo er in eine Handlung als Lehrling eintrat. Hier begann für unseren Nicolai eine harte Schule, in welcher er sich vorbereitete für das Leben, das auch für ihn sich zu einem sehr bedeutungsvollen entwickeln sollte. Er erfuhr viele Unannehmlichkeiten hier, die ein weiches Gemüt schwerer ertragen lässt, als ein harter Kopf. Er klagte bitter über die viele Kälte, die er auszustehen hatte, denn sein Prinzipal liess aus Sparsamkeit weder das Geschäftslokal noch sein Zimmer heizen, ja abends hatte er sogar kaum Licht, um dies oder jenes zu seiner Zerstreuung oder Weiterausbildung noch treiben zu können. Aber alles Ungemach

trug er, denn seine Lehrzeit war gleichzeitig eine Lehr- und Prüfungszeit für's Leben.

In der Familie seines Chefs gut aufgenommen, fand er manchen Ersatz für die entbehrte eigene Familie, die er noch im Kindesalter stehend, verlassen musste. Nicolai war sehr fleissig; die geschäftlichen Arbeiten nahmen nur zwei Drittel des Tages in Anspruch, die übrige Zeit, die er sorgfältig benützte, verwandte er für sein Selbststudium.

Zuerst lernte er, ohne Lehrer, nur mit Hülfe einer im Laden gefundenen Grammatik englisch. Mit aller Energie und allem Fleisse legte er sich auf dies Studium, und machte erhebliche Fortschritte. Nicolai selbst sagt über die Umstände, unter denen er sich dem Studium widmen konnte, Folgendes: „Ich sparte ziemlich lange das Frühstück (täglich 3 Pf.), und einige andere kleine Ausgaben, um mir Öl zu einer Lampe zu kaufen, damit ich im Winter in meiner, obwohl kalten Kammer, die Morgen und Abende zum Studieren anwenden könnte.“ Nicolai's Zeit war genau eingeteilt; um 5 Uhr früh stand er auf, zuweilen noch früher, nach gehaltenem Gebet las er ein Stück aus dem griechischen Neuen Testamente; hierauf beschäftigte er sich bis $1\frac{1}{2}$ Uhr mit der historischen Litteratur, um darnach ins Geschäft zu gehen, wo er bis abends 7 Uhr, im Sommer bis 8 Uhr, mit Unterbrechung der einstündigen Mittagszeit, verblieb. Nach dem Abendessen las er weiter im griechischen Neuen Testament, nach dessen Beendigung er sich zum Schlafen legte. So verlief die Zeit in einer für ihn sehr arbeitsvollen Weise; der rege Fleiss und die ihm angeborene Strebsamkeit liessen ihn die Zeit nach Möglichkeit benutzen und neben den philosophi-

schen Studien war es das Studium der Sprachen insbesondere, das ihn fesselte und das er in grösserem Masse betrieb. Die in Frankfurt gemachten Bekanntschaften mit Ewald, dem Hofmeister eines jungen adeligen Mannes, und dem Studenten Kullmann sind gewissermassen als eine Folge der seinerseits angestellten Sprachstudien zu betrachten. Denn Ewald, welcher des Englischen mächtig war, wunderte sich, dass ein Buchhandlungslehrling, wie Nicolai, so gut englisch verstand, ja auch zu sprechen wusste, denn Nicolai hatte sich auf eigene Faust auch im Sprechen geübt, und interessierte sich für den jungen Mann; und obwohl ungleich an Jahren, schlossen sie sich eng aneinander an. Ausserdem übersetzte Nicolai eine englische Rede von Sheridan, und den Anfang der Iliade ins Deutsche, ferner auch Kleist's Frühling ins Englische und dies alles nur zu seiner Übung und Ausbildung. Vor dem Bekanntwerden Ewald's verkehrte er ausschliesslich mit einem jungen Theologen, namens Patzke, der Frankfurt jedoch schon 1751 verliess und später Prediger zu Magdeburg wurde. Bitter klagte er über diesen Verlust, nicht ahnend, dass er in Kürze gleichfalls Frankfurt verlassen sollte. Nicolai, welcher auf Wunsch seines Vaters noch bis Ende 1752 in Frankfurt bleiben sollte, erkrankte nämlich und diese Krankheit zwang ihn ins väterliche Haus zurückzukehren, wo er im Januar 1752 anlangte. Wenige Wochen nach seiner Rückkehr erkrankte gleichfalls sein Vater, der ihm im Februar desselben Jahres durch den Tod plötzlich entrissen wurde. Dieser Umstand war die Veranlassung, dass Nicolai nicht nach Frankfurt zurückkehrte, sondern in Berlin verblieb.

In Berlin begann für ihn eine neue, durch die Ver-

hältnisse bedingte andere Zeit und anfänglich kam es ihm eintönig vor, weil ihm der rechte Umgang fehlte; sein lebhafter Geist strebte nach verwandtem Verkehr, dessen er gewiss bedurfte, wenn der Anfang seiner Studien ihm nicht verloren gehen sollte.

Lessing, Moses Mendelssohn, die damals in Berlin sich aufhielten, und als aufstrebende junge Männer Gleichgesinnte suchten, wurden seine Bekannten, woraus sich dann eine Freundschaft bis an sein Lebensende entwickelte und welche Verbindung später von erheblichem Einflusse werden sollte für sein Geschäft.

Neben seiner Berufsarbeit — er war Gehülfe in der gemeinschaftlichen Buchhandlung — beschäftigte er sich auch litterarisch und sein erstes Werk: „Die Briefe, den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften betreffend“, erschien im Jahre 1756. Ferner wurde 1757 der Plan zur Herausgabe der Bibliothek der schönen Wissenschaften entworfen, die unter der Leitung, bzw. der Unterstützung von Lessing und M. Mendelssohn publiciert werden sollte. Nicolai, wie seine beiden Freunde, Lessing und Mendelssohn, nahmen sich des Unternehmens mit grösstem Eifer an, sodass dieses kritische Journal, welches gleichzeitig die englische und französische Litteratur mit berücksichtigte, alle anderen Vorgänger überflügelte und gute Aufnahme fand. Vom 5. Bande an übernahm sein Freund Weisse die Redaktion, führte es bis zum XII. Bande fort, schloss diesen und begründete die Neue Bibliothek der Wissenschaften, die er bis zum 34. Bande besorgt hat. Beide Unternehmungen hatten Nicolai nicht den gewünschten Erfolg gebracht, ja es ist anzunehmen, dass er noch erhebliche Opfer bringen musste.

Im Jahre 1758 setzten sich die Nicolai'schen Erben

gerichtlich auseinander und die Buchhandlung wurde dem ältesten Sohne allein überlassen. Friedrich Nicolai lebte nun ausschliesslich seinen Studien, da er von den Zinsen seines Kapitals, wenn auch sehr eingeschränkt leben konnte. Überdies war er, an Entbehrung gewöhnt, bescheiden in seinen Ansprüchen.

Allein diese ruhige und zurückgezogene Zeit wurde durch einschneidende Verhältnisse geändert.

Im September 1759 starb Nicolai's ältester Bruder, und unser Friedrich sah sich, entgegen seinem Wunsche, gezwungen, das Geschäft zu übernehmen, um wenigstens sein und seines Bruders Kapital zu retten.

Durch den Eintritt Nicolai's in das Geschäft, tritt für dasselbe eine neue Periode ein. Seiner Umsicht und Thätigkeit gelang es, in Kürze seine Handlung in Ansehen zu bringen und sie zu einer der angesehensten im Preussischen Staate zu machen. Durch seinen litterarischen Verkehr mit Gelehrten wurde er Verleger von Werken angesehener Männer, die seinem Geschäfte Ansehen und Ruhm verliehen. Wir nennen nur die litterarischen Briefe, welche Männer wie Lessing, M. Mendelssohn, u. A., zu ihren Autoren zählten.

Am 12. Februar 1760 verheiratete sich Nicolai mit Elisabeth Macaria, Tochter des ehemaligen Leibarztes Dr. Schaarschmidt, mit welcher er in einer 33jährigen Ehe höchst glücklich lebte. Seine Frau war eine hoch gebildete, dabei jedoch sehr bescheidene Person, die Nicolai ein glückliches Heim bereitete, mit ihm innig lebte und sich mit ihm freute. Innig von ihr geliebt, schätzte er sie zugleich als sorgende Mutter hoch, und die Wunde, die der Tod ihm schlug, als seine Gattin durch einen Schlagfluss ihm plötzlich ent-

rissen wurde, war eine tiefe und lang schmerzende.

Acht Kinder hatte ihm seine Frau geboren, die aber bis auf einen Sohn, frühzeitig starben; aber auch diesen einen überlebte er schliesslich noch.

Im Jahre 1765 begann er die Herausgabe der Allgemeinen Deutschen Bibliothek, welches Unternehmen, als das erste Sammelwerk deutscher Autoren, einen grossen Erfolg hatte, und Nicolai's Ansehen und Vermögen wesentlich erhöhte. So musste der I. Teil des I. Bandes, trotz der hohen Auflage, noch im gleichen Jahre neugedruckt werden. Nicolai unterhielt einen sehr aus gebreiteten Verkehr mit der grossen Zahl von Mitarbeitern, die ursprünglich nur 40, nach und nach aber auf 135 stieg, und die Ausdehnung seiner Handlung nahm immer mehr und mehr zu. Mit allen den Autoren stand er in gutem, ja herzlichem Einvernehmen, was mit Rücksicht auf die vielseitigen Ansichten und Anforderungen dieser Herren, nicht leicht gewesen sein mag.

Neben den umfangreichen geschäftlichen Arbeiten, war er aber auch noch litterarisch thätig. Im Jahre 1773 erschien sein erster Roman: Das Leben des Sebal- dus Rothanker, welcher einen ungeheuren Erfolg erlebte, denn innerhalb kurzer Zeit wurden davon 12 000 Exemplare abgesetzt. Dieser Roman schildert ein Familien- leben in lieblicher Weise, und vermochte dadurch gerade das Interesse der Kaiserin Katharina von Russland zu erlangen, so sehr, dass sie Nicolai eine grosse goldene Denkmünze, 36 Dukaten schwer, über- sandte. Auf den Umschlag, welcher die Medaille enthielt, schrieb sie eigenhändig: Au Sieur Fr. Nicolai, libraire à Berlin; et il est prié d'envoyer à St. Peters- bourg tout ce que pourrait sortir de la plume de

l'auteur de Sebaldus Rothanker (An Herrn Fr. Nicolai, Buchhändler in Berlin, mit der Bitte, alles aus der Feder des Verfassers des Sebaldus Rothanker noch Hervorgehende nach St. Petersburg zu senden).

Durch die erhaltene Gunst der Kaiserin von Russland entwickelten sich für Nicolai hochwertige Beziehungen, die für ihn besonders einträglich wurden. Wir wollen nur eine solche erwähnen. Die Kaiserin wünschte, ihren Enkeln eine historische Bibliothek zu schenken und zu diesem Zwecke beauftragte sie Nicolai im Mai 1783, ein Verzeichnis aller in deutscher und französischer Sprache erschienenen historischen Werke aufzustellen. Nicolai hatte nur wenige Monate Zeit dafür, doch schon im September desselben Jahres konnte er das Verzeichnis, das einen Folioband in enggeschriebener Schrift enthielt, übersenden. Nicolai wurde hierauf mit der Besorgung beauftragt und die Lieferungen währten mehrere Jahre, wobei ihm sein ältester Sohn besonders behülflich war.

Im Jahre 1781 unternahm Nicolai in Gemeinschaft mit seinem Sohn eine Reise durch Deutschland, die er später drucken lies und 12 Bände umfasste. Ueberhaupt entwickelte Nicolai auch in litterarischer Hinsicht eine staunenswerte Thätigkeit, denn neben seinen umfangreichen Geschäftsarbeiten schrieb er noch eine ganze Anzahl von Büchern.

Sein Streben und seine Thätigkeit wurde jedoch allseitig anerkannt. So ernannte ihn die Akademie der Wissenschaften zu Berlin im Jahre 1798 zu ihrem Mitgliede. Mit dieser Zeit begann auch der langjährige Streit Nicolais mit Fichte, dem Philosophen, der seinen Höhepunkt erreichte, als Fichte zur Aufnahme als Mitglied der Akademie, der Nicolai an-

gehörte, vorgeschlagen wurde. Fichte hatte Nicolai arg angegriffen, insbesondere seine litterarische Thätigkeit einer scharfen Kritik unterworfen und ihn scharf verurteilt. Nicolai schwieg, was bei seinem Charakter nicht überraschen wird, nicht still und antwortete in gleich heftiger Sprache, indem er besonders das philosophische System Fichtes als nichtig hinstellte.

Nicolai hielt in einer Sitzung der Akademie eine vernichtende Rede gegen Fichte und seinem Einflusse ist es zuzuschreiben, dass dessen Aufnahme verworfen wurde. Er selbst gehörte der Akademie 49 Jahre als Mitglied, wovon 7 Jahre als Senior, an. Wir erkennen hieraus das hohe und gewiss auch berechtigte Ansehen, das Nicolai überall, selbst in den Gelehrtenkreisen genoss.

Als Geschäftsmann war Nicolai ein thätiger und eifriger, als Schriftsteller ein ein schneidiges Schwert führender Mann; als Mensch aber ein launiger und froher Gesellschafter. Seine ausgedehnten Kenntnisse, seine grosse Belesenheit und die Menge von Menschen, welche er in seinem Leben hatte kennen gelernt, liessen es ihm niemals an Unterhaltungsstoff fehlen. Er besass ein gutes Gedächtnis und einen fast unerschöpflichen Schatz von Anekdoten.

Nicolai war eine eigenartige Natur; man musste ihn kennen lernen, um ihn richtig beurteilen zu können und viele Male ist er falsch beurteilt worden. Wer ihn nur nach seinen Schriften beurteilte, bildete sich ein falsches Bild von ihm. Er besass einen offenen Charakter, Treue, heitere Laune, überhaupt alle zu einer wahren Freundschaft erforderlichen Eigenschaften. Er besass viele Freunde, was gewiss daraus

hervorgeht, dass sich in dem ihm zur silbernen Hochzeit gestifteten Album mehr als 200 Freunde eingeschrieben hatten. Mit Allen hielt er enge Freundschaft, bis an ihren oder seinen Tod.

Gefällig in seinem Wesen, unterstützte er gern seine Freunde, wenn sie seiner Unterstützung bedürftig waren, ja ganzen Familien half er, wenn er sich durch angestellte Erkundigungen überzeugt hatte, dass sie unverschuldet in Unglück geraten waren. Tausende von Thalern verwandte er zu diesem Zwecke und manche bedürftige Familie hat viele Jahre lang eine bestimmte Unterstützung genossen. Aber nicht in Berlin allein half er; auch nach dem Auslande hin war er wohlthätig. So sendete er im Jahre 1788 zum Gebrauch der oberösterreichischen Evang. Gemeinde, nach Linz eine bedeutende Anzahl von hallischen Bibeln, ebenso von Lüdzens Kommunionbuch.

Sein erworbenes grosses Vermögen erlaubte ihm diese Freigebigkeit und er sagt selbst: „Ich habe Vermögen, ja Reichtum erworben und es zu erhalten gewusst, aber niemals geliebt.“

Er war sehr sparsam dabei, ja geizig zuweilen, aber nur zu dem Zwecke der Zusammenhaltung, denn Geiz im gewöhnlichen Sinne war ihm völlig fremd. Er besass ein bescheidenes Wesen, auch in litterarischer Beziehung, obgleich man ihn oft für einen streitsüchtigen und stolzen Mann gehalten hat.

Die nachfolgende kleine Episode ist charakteristisch für ihn:

Ein junger Gelehrter besucht Nicolai und das Gespräch begann in folgender Weise:

Der Fremde: Verzeihen Sie, Herr Kommerzienrat, dass ich mir —

Nicolai: Verzeihen Sie, ich bin nicht Kommerzienrat.

Der Fremde: Ich bitte um Verzeihung, Herr Professor —

Nicolai: Ich bin auch kein Professor.

Der Fremde: O! Herr Magister —

Nicolai: Auch nicht Magister. Ich bin nichts. Aber ich bitte, lassen Sie dies gut sein und nehmen Sie mich so wie ich bin. —

Dieser einfache und titellose Mann war öfter Gast der Staatsminister Herzberg, Zedlitz, Schroetter und von Struensee, die sich für die Litteratur interessirten und darum Nicolais Umgang liebten.

Diese Ehre und Achtung galt nur seinen persönlichen Verdiensten, welch letztere auch durch Verleihung des Doktordiploms der Hettstädter Philosophischen Fakultät im Jahre 1799 anerkannt wurden. Nicolai machte aber von dieser Auszeichnung niemals Gebrauch.

Nicolai liebte die Musik und alle seine Kinder waren musikalisch; er selbst trat in Konzerten als Bratschist mit auf und besass eine wertvolle Sammlung von Werken alter und neuer Komponisten. Als Kenner der Malerei, Bildhauer- und Kupferstecherkunst, hatte er ausserdem noch mannigfache Liebhabereien. Nur die Natur liebte er nicht; er suchte sie niemals auf und seinen schönen wohlgepflegten Garten überliess er ganz seiner Familie. Allein ist er darin wohl niemals spazieren gegangen. Er zog sich lieber in sein Zimmer zurück, um zu lesen und zu schreiben. Nur einmal des Jahres war ein Gefühl dafür vorhanden, nämlich im Januar oder Februar jeden Jahres, wo er eine kleine Anzahl seiner Freunde zu

einem Mittagessen in seinem Treibhause, unter blühenden Kirschen oder Pflaumen, einlud. In diesen Stunden fühlte er sich glücklich.

Auch das Theater liebte er, besuchte es aber nicht sehr häufig, weil die Leistungen der Bühnenkünstler ihm nicht genügten; später, als die Leistungen bessere wurden, besuchte er es des vorgerückten Alters wegen nicht mehr.

Nicolai war ein religiöser Mann, obgleich man ihn häufig dafür nicht halten mochte. Er besuchte den Gottesdienst, ging zur Kommunion und stand mit mehreren Geistlichen in freundschaftlicher Verbindung.

Nicolai besass eine grosse Arbeitskraft, aber trotzdem war ihm eine fast übergrosse Bedenklichkeit eigen, die sich in Allem ausprägte; beständig verband er mit seinem eigenen Schaffen ein Misstrauen und in seinen Ideen war er vorsichtig, um seiner Familie nicht zu schaden. Diese Eigentümlichkeit lässt es auch natürlich erscheinen, dass er sich an grosse Unternehmen nicht heranwagte. Die allgem. deutsche Bibliothek ist hierbei nicht zu rechnen, da dieselbe mit jedem Bande aufzuhören vermochte.

Sein offenherziges Wesen hat ihm oft selbst Verdruss bereitet und gegen seine Freunde sprach er darüber in folgender Weise: „Sehr oft zeigte es sich, dass, wenn ich in Gesellschaft kam, Jedermann mir ansah, ob ich sehr froh oder innerlich sehr betrübt war. Ich bin von Natur offenherzig, und in meinen jüngeren Jahren liess ich auch in Worten sehr oft die unmittelbaren Eindrücke merken, die in meinem Gemüthe oben anschwebten. Da ich älter ward, und sah, wie oft dies unwürdig von Leuten misbraucht wurde, die

weniger ehrlich waren als ich, so ward ich zwar im Sprechen viel behutsamer, aber meine Mienen und meine Maintien muss ich wohl nicht so gut wie ein geübter Hofmann in meiner Gewalt haben.“ —

Bis zum Jahre 1805 war Nicolai ununterbrochen gesund, nie bettlägerig gewesen, nur abwechselnd von leichten Krankheiten heimgesucht worden. Strenge Diät, richtige Einteilung und Verwendung seiner Arbeitskraft, hatten ihn bis ins hohe Alter rüstig erhalten, sodass er noch im 72. Jahre seines Lebens die Rüstigkeit eines 40jährigen Mannes bewahrte. Aber vor schweren Schicksalschlägen wurde er nicht bewahrt. 1805 verlor er trotz der sorgfältigsten ärztlichen Hülfe ein Auge und von da an beginnt seine Kränklichkeit, die er aber immer durch Heiterkeit zu verbergen suchte. Als gutem Patrioten war es ihm nicht vergönnt, Berlin von den Franzosen gesäubert, Preussen von fremder Willkür und Europa von einem Tyrannen befreit zu sehen. Am 6. Januar 1811 verschied er ruhig und unerwartet.

Die grösste Teilnahme gab sich kund bei seinem Leichenbegängnisse. Alle Zweige der Staatsverwaltung und alle Stände, arm und reich, waren dabei vertreten, denn die Stadt verlor einen guten Patrioten, die Gelehrten und Berufsgenossen einen wackeren Freund und die Armen und Bedürftigen einen allezeit bereiten Helfer. Er lebte unter seinem Volke geliebt und geehrt, und für alle Zeiten wird sein Name fortglänzen unter den nachkommenden Geschlechtern.

Georg Joachim Goeschen.

Das Goeschen'sche Geschlecht, aus welchem unser Georg Joachim Goeschen hervorging, ist bis ins XVII. Jahrhundert zurückzuverfolgen, denn schon im Jahre 1610 ist ein Joachim Goeschen zu finden, dessen Sohn Georg Friedrich, geboren am 1. März 1644 zu Eilsdorf, die Rechte studierte und vom Jahre 1680 bis zu seinem am 24. Oktober 1717 erfolgten Todestage die Stelle eines Amtmanns und Pächters ausfüllte. Dieser hinterliess eine zahlreiche Familie, denn nicht weniger als 12 Kinder wurden ihm geboren.

Aus einer dieser Linien ging Georg Joachim Goeschen, geboren April 1782, hervor. Sein Vater, Reinhold Goeschen, war Kaufmann; ungünstiger Geschäftsgang hatten ihn zur Aufgabe seines Geschäfts gezwungen. Die Unterstützungen, die ihm von Seiten seiner Verwandten zuflossen und die in Folge dreimaliger Verheirathung nicht unbedeutend waren, vermochten ihm nicht das Geschäft zu erhalten; er siedelte nach Vlotho an der Weser über, etablirte sich daselbst nochmals, wurde aber, da der Geschäftsgang auch hier ein ungünstiger war, flüchtig und blieb für seine Familie für immer verschollen.

Das ernste Schicksal, das den Vater heimsuchte, — ob unschuldig oder schuldig, wollen wir hier nicht untersuchen — blieb nicht ohne Einfluss und Einwirkung auf den Sohn. Ein unruhiges Leben erwartete den Knaben und Stunden ernster Prüfung traten an ihn schon heran, als er noch völlig ein Kind war.

Als 13jähriger Knabe kam er nach Bremen. Durch ein an Verwandte und Freunde gerichtetes

Bittgesuch erlangte der Knabe eine Unterstützung von 80 Thaler jährlich, sodass ihm wenigstens das Kindes- und Knabenalter nicht allzuschwer gemacht wurde.

Diese Unterstützung genoss er bis zu seiner Mündigkeit.

Aufnahme in Bremen fand er beim Schulmeister H. E. Heeren, in dessen Familie er erzogen wurde und in der er verkehrte, und hier wurde ihm äusserlich, wenn auch nicht völliger, so doch immerhin genügender Ersatz geboten für den Verlust des eigenen Elternhauses.

15 Jahre alt, trat er als Lehrling bei dem Buchhändler Kramer in Bremen, einem zwar stillen und ernstesten Charakter, aber doch sehr tüchtigen Geschäftsmanne, ein.

Mit Liebe und voller Hingebung, getragen von dem ihm durch seine Erziehung gewordenen sittlichen Ernste, widmete er sich seinem neuen Beruf und sein Chef, der Freude fand an dem Streben und dem Fleisse des jungen Mannes, war ihm bald nach seinem Eintritt ins Geschäft zugethan und begegnete ihm mit viel Vertrauen, das noch erhöht wurde durch das tadellose moralische Betragen, welches der junge Goeschen zeigte. Diese Eigenschaften: Fleiss, Streb- samkeit und gute Führung, unterstützt von ausgezeichneten geistigen Fähigkeiten, liessen ihn schon während seiner Lehrzeit zu einem brauchbaren jungen Manne werden, und machten ihn später zu dem kenntnissreichen, dabei bescheidenen Buchhändler, der eine solche hervorragende Stellung in der Buchhändler- sphäre einnehmen sollte.

Nach Beendigung seiner Lehrzeit verliess Goeschen Bremen, richtete seine Schritte nach Leipzig, woselbst

er Aufnahme als Gehülfe im Hause von Siegfried Leberecht Crusius fand. 13 Jahre blieb er in dieser Stellung. Seine gute Bildung, tüchtige Fachkenntnisse und ein rastloser Fleiss, wurde von seinem Chef in gebührender Weise geschätzt, und so war es ganz natürlich, dass sich auch sein äusseres Leben zu einem angenehmen gestaltete, und dass es ihn zur Festhaltung dieser Stellung lebhaft anfeuerte.

Der lebhafte Verkehr im Crusius'schen Hause, die ausgedehnten Bekannten- und Berufsbeziehungen, boten viel Anregung, und Goeschen, in welchem man einen tüchtigen, gefälligen und wohlgebildeten Mann erkannte, fand Zutritt in angesehenen Familien, und verkehrte vielfach selbst in Gelehrtenkreisen.

Dieser geistige Zusammenhang mit Gelehrten und Koriphäen der Wissenschaft entsprach dem Naturell Goeschen's in ganz besonderer Weise, und er erkannte mit Scharfsinn, dass aus solchen Beziehungen die grössten Vorteile entstehen konnten.

Sein Privatleben in Leipzig verlief in ruhiger Weise; von der Wichtigkeit seines Berufes erfüllt, widmete er sich diesem ausschliesslich, und seine einzige Erholung und seinen einzigen Genuss fand er im Verkehre mit geistig über ihm Stehenden.

Trotz aller äusseren Annehmlichkeiten und geschäftlichen Vorzüge, hielt es ihn nicht dauernd in Leipzig fest. Nach 13jährigem Aufenthalte in Leipzig, verliess er die Stadt, um als Geschäftsführer in die damals bestehende Realschulbuchhandlung in Dessau einzutreten. Seine Erwartungen, die er an diese neue Stellung knüpfte, wurden in Dessau nicht erfüllt; der innere Verkehr, der durch gemeinsame Interessen von Seiten der Beteiligten in geschäftlicher Beziehung

geregelt und zuweilen in verschiedener Weise zum Ausdruck gelangte, wirkte hemmend auf den Betrieb ein, und Goeschen's zur Selbständigkeit angelegte Natur, vermochte es nicht über sich gewinnen, sich in kleinliche Verhältnisse hinein zwängen zu lassen.

Dieser Umstand, wie ein Zerwürfnis mit dem Leiter der Druckerei, Reiche, trugen dazu bei, ihn zu bestimmen, seine Stellung, und damit auch Dessau zu verlassen.

Während seines 3jährigen Aufenthaltes in Dessau, war Goeschen bereits privatim als Verleger aufgetreten; mehrere Arbeiten verschiedener ihm Bekannter waren in seinem Verlage erschienen, und dieser Umstand war in der Hauptsache die Veranlassung, dass er sich nach seinem Weggange von Dessau entschloss, sich ausschliesslich als Verleger in Leipzig niederzulassen. Ermutigend hierbei wirkte auch der Erfolg mit ein, den er mit einem kleinen Verlagswerke erzielt hatte.

Im Jahre 1785 etablierte sich Goeschen als selbständiger Verleger. Unvermögend wie er war, vermochte er das Geschäft, ausschliesslich auf sich angewiesen, nicht zu eröffnen, vielmehr unterstützte ihn in besonderer Weise sein Freund Körner in Dresden. Dieser schoss ihm Kapitalien vor zur Ausführung beschlossener Pläne und unterstützte ihn, begünstigt durch seine ausgedehnten Bekanntschaften und Beziehungen, mit Rat und That. Charakteristisch für das zwischen Goeschen und Körner bestehende Verhältniss ist die Bemerkung Goeschen's, die er gelegentlich der Aufforderung zu einer neuen Hülfeleistung an Körner machte, nämlich „um die Kompagnieschaft vollständig zu machen.“

Mit Körner's Unterstützung, sowie im Verein mit einer tüchtigen und angestregten Thätigkeit, gelang es Goeschen in kurzer Zeit, festen Fuss zu fassen. Geschäftliche Erfolge verbesserten seine Verhältnisse, und schon im Jahre 1787 war er im Stande, das Verhältniss mit Körner zu lösen, diesem die vorgeschossenen Kapitalien zurückzugeben und sich dadurch der ihn drückenden Societät zu entledigen.

Eine im Jahre 1785 unternommene Reise nach dem Dichterort Weimar, wobei er auch Goethe besuchte, brachte neue Anregungen und neue Beziehungen mit sich. Insbesondere aber waren neue Verlagswerke von Bode und Wieland, unter denen wiederum des Letzteren Gesamtwerke die Hauptstellung einnahmen, die Resultate dieser Reise. Die Herausgabe von Wieland's gesamten Werken war von entscheidender Wichtigkeit für Goeschen. Die damalige Zeit war keine besonders empfängliche für Poetik und Prosa. Schiller und Goethe, die die Alleinherrschaft in vollem Masse behaupteten, schwächten das Interesse für weniger gute Erzeugnisse in bedeutendem Masse ab, und so konnte es nicht fehlen, dass auch die Aussichten auf den pekuniären Erfolg einer Gesamtausgabe der Werke Wieland's nichts weniger als günstige waren. Ihm treu gesinnte und es mit ihm aufrichtig meinende Freunde rieten Goeschen ernstlich von dem Wagnis ab, das seine Existenz kosten konnte. Dennoch wagte er es und mit dem erzielten Resultate mochte er wohl zufrieden sein. Den Dichter Wieland setzte das Projekt Goeschen's in Erstaunen. Er sprach ihm deshalb weder zu, noch riet er ihm ab, überliess vielmehr das Streben Goeschen's dem glücklichen Zufall und seiner geschäftlichen Tüchtigkeit.

Goeschen hegte selbst verhältnismässig hohe Erwartungen und diese seine Überzeugung mag wesentlich die Veranlassung gewesen sein, die Wieland'sche Ausgabe möglichst splendid und vornehm auszustatten. Der deutsche Typendruck genügte ihm hierzu nicht; er wünschte einen sorgfältigeren Druck, und um diesen zu erhalten, entschloss er sich, seine Ausgabe mit Lettern nach dem Didot'schen System zu drucken.

Die Umstände und Weitläufigkeiten, die indes bei Ausführung des Druckes in Paris selbst notwendigerweise damit verbunden waren, veranlassten Goeschen zur Errichtung einer eigenen Druckerei nach Didot'schem System.

Die Errichtung derselben war mit vielerlei Schwierigkeiten verbunden; Leipzig's Drucker besaßen zu jener Zeit, gleichwie in anderen Städten, besondere Privilegien.

Die Errichtung einer jeden weiteren Druckerei bedurfte der städtischen Genehmigung, und diese wiederum basierte auf dem Gutachten der Leipziger Druckerherren, denen die Entscheidung oblag, ob eine neue Druckerei in Leipzig ein Bedürfnis sei oder nicht. Aus naheliegenden Gründen setzten diese Herren alles in Bewegung, um das Aufkommen eines neuen Kollegen zu vereiteln.

Auch Goeschen sind derartige Machinationen nicht erspart worden. Aber er war rasch entschlossen, angesichts der ihm entgegengesetzten Schwierigkeiten: denn auch trotz seiner ausführlichen Begründung, dass eine solche Druckerei, die er zu etablieren beabsichtigte, überhaupt noch nicht bestehe, und er es eine Hemmung von weitgehender Tragweite

nannte, wurde ihm die Genehmigung versagt, so wenig stichhaltige Gründe man auch für diese Massregel vorzubringen vermochte. Bei jeder sich bietenden Gelegenheit trat man ihm hemmend entgegen, was auf Goeschen gewiss entmutigend eingewirkt haben wird.

Um allen diesen Angriffen und Hindernissen aus dem Wege zu gehen, entschloss sich Goeschen seine Druckerei nach auswärts zu verlegen, und zwar wählte er Grimma als künftigen Druckort.

Vom Jahre 1797 an erfolgte die Übersiedelung, die bei der nicht unbedeutenden Ausdehnung des Geschäfts naturgemäss nur allmählich sich vollziehen konnte.

Das Verlagsgeschäft hingegen verblieb nach wie vor in Leipzig.

In Grimma machte sich Goeschen ansässig durch Ankauf des am Markt gelegenen Hauses des Bürgers und Kaufmanns Jungmann. Die damit erworbenen Räumlichkeiten stellten sich jedoch bei der unaufhörlich wachsenden Ausdehnung des Geschäfts bald als ungenügend heraus und früher als erwartet, musste Goeschen, da die räumlichen Verhältnisse einen weiteren Ausbau nicht gestatteten, an Verlegung seiner Geschäftsgebäude denken.

Diesen räumlichen Unzulänglichkeiten wurde bald abgeholfen; Goeschen erwarb das in der Judengasse gelegene Grundstück des Kaufmanns Fr. Gottl. Meissner käuflich, und verlegte im Jahre 1805 seine Druckerei dahin.

Die Ausdehnung seines Verlags, sowie die mit der Übersiedelung seiner Druckerei verbundenen Arbeiten u. s. w., nahmen Goeschen's Thätigkeit in höchstem Masse in Anspruch. Seine grosse Arbeitskraft, seine ausdauernde Thätigkeit wusste aber

alle Schwierigkeiten zu überwinden, ohne sich frühzeitig aufzureiben. Ausserdem hatte er auch durch den Eintritt seines ältesten Sohnes, dem er gar bald die gesamte Leitung seiner Druckerei anvertrauen konnte, eine ebenso erwünschte als notwendige Unterstützung erhalten.

Goeschen vermochte hierdurch seine gesamte Kraft dem Verlage zu widmen und es gelang ihm, seiner Handlung bald das Ansehen einer der ersten Geschäfte zu verschaffen.

Wieland, Goethe, auch Schiller wurden seine Autoren. Wieland's Gesamtwerke verlegte Goeschen in verschiedenen Ausgaben, wovon sich die Prachtausgabe durch gutes Papier und klaren Druck vorteilhaft auszeichnete.

Aber weder Goethe wie Schiller vermochte Goeschen dauernd für sich zu gewinnen, nicht etwa deshalb vielleicht, weil er es nicht verstanden hätte, sie festzuhalten; die Erklärung hierfür ist vielmehr darin zu suchen, dass beide, Goethe wie Schiller, sich bereits Cotta gegenüber in einer Weise verpflichtet hatten, dass eine Lösung ihres Verhältnisses nicht mehr angängig war. Ausserdem aber vermochte Goeschen trotz seiner guten pekuniären Stellung nicht die Honorare zu bezahlen, die beide Dichterheroen für sich in Anspruch nahmen. Nichtsdestoweniger aber stand Goeschen mit ihnen in Verbindung. Mit Goethe war das Verhältnis ein schrofferes, weil beide Charaktere sich gegenseitig nicht gut verstehen mochten; mit Schiller hingegen war er in engerem Verkehr. Schiller besuchte ihn und umgekehrt Goeschen ihn, und auch einige Schiller'sche Stücke erschienen bei Goeschen. Unterschätzt hat er freilich den Wert und die Bedeutung

dieser Dichterfürsten niemals; ja er war sogar einer ihrer aufrichtigsten und eifrigsten Verehrer und dass die gegenseitigen Beziehungen dennoch zu keinen dauernden wurden, ist eben auf äussere und von uns schon genannte Umstände zurückzuführen. Um so inniger aber waren die Beziehungen zu Wieland, in denen sich mehr als das gewöhnliche Geschäftsverhältnis abspiegelt, sondern worin sich echte und wahre Freundschaft zeigt.

„Ist Reich gestorben, so wird kein Anderer als Sie mein Verleger“, sagte Wieland gelegentlich Goeschen's Besuch in Weimar, was für ihn anerkennend und ehrend zugleich war.

Goeschen war ein wahrer Verehrer der Wissenschaft und vor den Trägern derselben hatte er hohe Achtung. Als Buchhändler galt sein Streben nicht zuerst materiellen Zwecken, sondern ihm stand der ideale Zweck und Nutzen höher. So war es denn natürlich, dass auch sein Verlag sich innerhalb bestimmter Grenzen hielt, und er sich nicht hergab zur Herausgabe unnützer und überflüssiger Ware. Sein gebildeter und makelloser Charakter, seine Neigung zu allem Guten und Schönen, war leitend auf seine geschäftlichen Massnahmen, welche ihm eine gewisse Vorsicht diktierten.

Keines der ihm angebotenen Manuskripte kam ungesehen in die Druckerei, ein jedes derselben unterzog er einer strengen Durchsicht und nach seinem Ermessen erfolgte Annahme oder Ablehnung. Wieland äusserte sich einmal in einem an Goeschen gerichteten Briefe folgendermassen: „Was Sie mir über die Entwicklung und Ausführung der beiden Hauptcharaktere des Aristipp und der Lais sagen, hat mir

grosses Vergnügen gemacht. Solcher Leser wünsche ich mir recht viele; aber unglücklicher Weise giebt es unter Hundert kaum Einen — weil in der That beinahe ebenso viel Genie, Kopf, Bildung und Kunstsinne dazu erforderlich wird, ein solcher Leser zu sein, als ein Autor, der im Stande ist, solche Leser zu befriedigen.“ Diese Worte aus dem Munde eines Wieland kennzeichnen Goeschen in schönster Weise.

Sittlicher Ernst, tiefer Abscheu von aller Gemeinheit in Gesinnung und Handlung, ein feines Gefühl für alles Gute und Schöne zeichnete Goeschen aus; und ein wohlthätiger zu Hülfe stets bereiter Sinn war ihm angeboren.

Goeschen war eine vielseitig angelegte Natur, die sich nicht in eng gesteckten Grenzen bewegte, sondern deren Thätigkeit sich zu gleicher Zeit auf verschiedenen Gebieten geltend machte. Die Führung seines umfangreichen Geschäfts, seine Teilnahme an den litterarischen Bestrebungen zur Besserung der Press- wie Berufsverhältnisse, eigene litterarische Thätigkeit, nahmen ihn zu gleicher Zeit in Anspruch und absorbierten seine freie Zeit in hohem Masse.

Goeschens rüstige und vorzügliche körperliche Konstitution unterlag den harten Anstrengungen in keiner Weise, vielmehr war er immer kräftig und gesund, selten krank.

In späteren Jahren suchte Goeschen Grimma immer mehr und mehr als längeren Aufenthaltsort auf. Hier hatte er sich bequem und häuslich eingerichtet, hier genoss er Freunde und Gönner als Gäste und sein Haus war öfters der Sammelpunkt geistig hochstehender Männer und Gelehrten. Freunde

gingen hier ein und aus und fühlten sich wohl und heimisch hier und gewiss ist, dass Grimma selten solch häufigen Besuch von Gelehrten und berühmten Männern gesehen hat, als zu Goeschen's Zeit. Schiller war öfters Gast und unser Goeschen wiederum bei Schiller, eine wahre Freundschaft verband beide.

Goeschen führte ein glückliches Familienleben. Im Jahre 1788 hatte er sich mit Johanna Henriette, dritter Tochter des Justizamtmanns Heim zu Dobrilugk, verheiratet, einem anspruchslosen aber hübschen und einnehmenden Wesen. Mit inniger Liebe war Goeschen seinem Weibe zugethan; sie mischte sich nicht in geschäftliche Fragen, dennoch aber besprach Goeschen solche mit ihr. Ihr Zweck und Ziel war das Haus, da waltete sie rührig und genoss das Glück ihres Mannes, den sie aufrichtig liebte.

Ihrem Gatten, dem sie 4 Kinder gebahr und denen sie eine liebevolle, treue und sorgende Mutter war, schloss sie sich völlig an; unterordnete sich ihm unbewusst und aus freiem Triebe, nicht aus natürlichem Zwange und Furcht, eben mit jener Freudigkeit, in welcher sich die wahre Liebe offenbart. Sie liebte ihren Mann treu und innig und schätzte ihn gleichzeitig als erfahrenen und geschickten Geschäftsmann, der nicht der Unterstützung, wohl aber der Ermunterung bedurfte.

Die rege Schaffenslust, die Goeschen vom Anbeginn seiner buchhändlerischen Thätigkeit in so grossem Masse auszeichnete, blieb ihm bis am Lebensabend eigen. Als Chef eines grossen und vielverzweigten Handlungshauses in hohem Masse in Anspruch genommen, mit städtischen Pflichten belastet, fand er dennoch noch Zeit, sich litterarischen Arbeiten zu widmen. Bewunderungswürdig ist ferner die Thatsache,

dass er neben seinen vielen Beschäftigungen noch die von ihm ins Leben gerufene Zeitschrift: „Die Sonntagschule“ eine Zeit lang ausschliesslich und allein redigirte und längere selbständige Artikel schrieb, ja selbst Novellen und Erzählungen lieferte. Ausserdem war er eifrig mit den Interessen des Buchhandels verknüpft und seine diesbezüglichen Bestrebungen dürfen nicht unterschätzt werden.

Bescheiden in seinen Ansprüchen; wohlthätig gegen Arme, aufmunternd für Autoren und aufstrebende Talente, so lebte Goeschen. Die Früchte seines Schaffens genoss er in reichem Masse, denn er war ein vermögender Mann geworden; der Reichtum aber war nicht nur Eigentum seiner selbst, er stiftete Segen damit, wo immer sich eine Gelegenheit dazu bot.

Schiller schrieb ihm einst: „Sie haben mich nicht bezahlt, sondern belohnt und die Wünsche auch des ungenügsamsten Autors übertroffen.“ Charakteristisch genug für den Mann, der diesem sein Gut in der Hauptsache verdankte.

Zurückgezogen lebte er in den letzten Jahren, sein Haus und sein Geschäft war den sicheren Händen seiner Söhne anvertraut und diese führten das Geschäft, das vom Vater gegründet, auf die Söhne übergegangen war, in seinem Geiste fort, der ihnen ein leuchtendes Vorbild war. — Wie in seinem ganzen Leben von Krankheit wenig heimgesucht, war auch sein Lebensende ein ruhiges, kein schweres. Am 5. April 1828 nahm Gott den bescheidenen Mann, der mit Gott in Gott lebte, zu sich und Goeschen nahm das Glück der eigenen Beruhigung mit sich ins Grab hinab. — Sein Geist und sein Bild hat sich bis zur Gegenwart in seinem Geschäft erhalten, das jetzt noch

das Ansehen zu wahren verstand, das ihm vom Gründer aufgedrückt worden war.

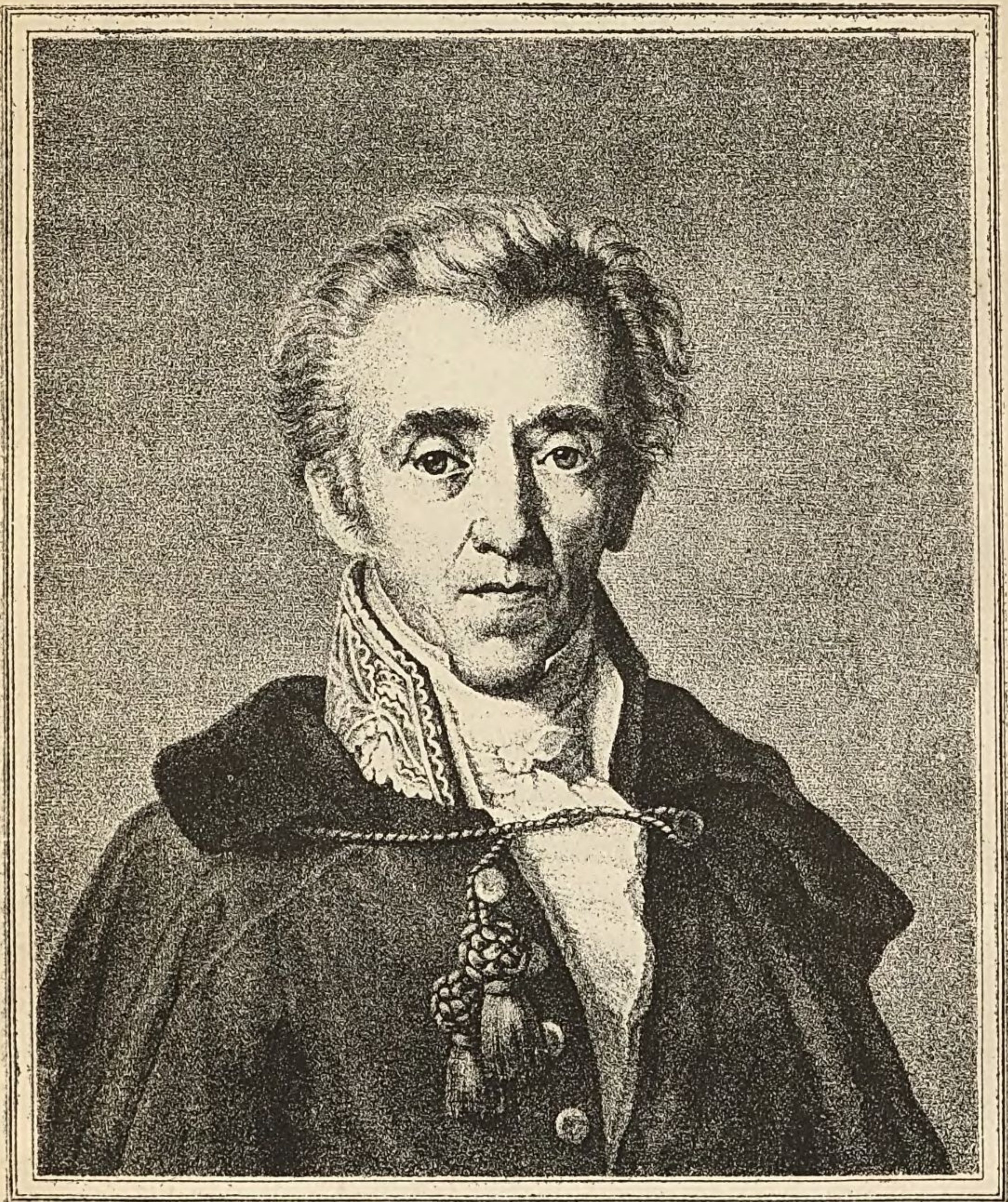
Johann Friedrich Freiherr Cotta von Cottendorf.

Johann Friedrich Cotta, geboren am 27. April 1764 in Stuttgart, stammte aus einem alten römischen Adelsgeschlechte, dessen Abkunft sich bis in die Zeit der Republik hinauf verfolgen lässt. Im 14. und 15. Jahrhundert wanderte die Familie von Rom und Mailand mit einem Adelsbrief des Kaisers Siegismond versehen nach Deutschland aus, liess sich in Österreich und Sachsen nieder, wo sie zur Zeit der Reformation in Eisenach mit zu den geachtetsten Familien zählte.

Von Eisenach aus kam eine dieser Linien nach Dresden, aus welcher 1640 ein Abkömmling sich nach Wittenberg wandte und daselbst in die Zimmermannsche Buchhandlung als Lehrling eintrat. Nach Beendigung der Lehrzeit wandte sich dessen Sohn, Johann Georg, so hiess dieser Cotta, nach Tübingen und gründete die heute noch bestehende J. G. Cotta'sche Buchhandlung, als deren hervorragendster Vertreter unser Johann Friedrich Cotta, geboren am 27. April 1764, zu betrachten ist.

Die Cotta'sche Buchhandlung genoss bereits im 18. Jahrhundert einen guten Ruf, der durch die gute Führung des Geschäfts gewonnen worden war und der Umfang des Geschäfts erhellt daraus, dass es schon im Anfange desselben Jahrhunderts 20 Pressen zu beschäftigen vermochte.

Aber auch Männer der Wissenschaft sind aus diesem Geschlechte hervorgegangen, von denen wir nur den in der Theologenwelt berühmten Johann



Johann Friedrich Cotta.

Friedrich Cotta, Kanzler der Universität Tübingen, nennen wollen.

Dem Wunsche dieses Mannes gemäss, sollte auch unser junger Johann Friedrich sich dem Studium der Theologie widmen, wozu er sich auch bereits auf dem Gymnasium zu Stuttgart vorbereitete. Während des Studiums gewann aber Cotta die Überzeugung, dass die Theologie seiner Neigung nicht entsprach, und er zum Prediger nicht geboren sei. Sein Vater, der den Sohn aufmerksam verfolgte, entdeckte seine Seelenstimmung, hielt nicht an dem für ihn bestimmten Studium fest, sondern überliess ihm die Wahl eines Berufes nach seinem eigenen Ermessen. Diesem kam er dadurch nach, dass er sich dem Militärstande zu widmen gedachte. Veranlassung hierzu mag wohl sein Vater zuerst gegeben haben. Derselbe hatte seiner Zeit der österreichischen Armee angehört, unter General Laudon den Feldzug 1740 mitgemacht und nun in seinen Freistunden gewiss viel von seinen Erlebnissen erzählt. Durch das Lesen militärischer Schriften, sowie seine Neigung zum Studium der Mathematik, mochte unser junger Cotta in seinem Entschluss wohl mit befestigt werden. Der Vater hiess diesen Entschluss gut und nunmehr war Mathematik seine Hauptaufgabe. Cotta machte gute Fortschritte. Seine Lehrer, Professor Rössler und Pfeiderer, der letztere war von Warschau nach Tübingen berufen worden, standen ihm förderlich zur Seite. Insbesondere Professor Pfeiderer nahm sich des jungen Cotta in hervorragender Weise an und vermittelte ihm auch eine Stelle als Erzieher für den 4jährigen Sohn des Fürsten Lubomirski in Warschau, welche er nach 3 Jahren annehmen sollte und wollte.

Diese Aussichten waren Cotta sehr angenehm und er bemühte sich nun, sich so gut wie möglich alle erforderlichen Eigenschaften anzueignen. Ausserdem widmete er sich auch noch der Rechtswissenschaft, weil er alsdann, wie er annahm, nach seiner Rückkehr aus Polen um so leichter eine Anstellung in seinem Vaterlande finden könnte. Bei diesen umfangreichen Studien blieb dem jungen Cotta wenig Zeit zur Erholung frei. Sommer wie Winter war er vom frühen Morgen bis späten Abend beschäftigt und unterbrach diese seine Thätigkeit nur durch Fechtübungen und Voltigirunterricht, die ihm zur Erhaltung seiner Gesundheit so notwendig waren.

Drei Jahr hatte er, emsig in seine Studien vertieft, verlebt, als der Zufall ihm eine ebenso angenehme als vorteilhafte Unterbrechung brachte. Professor Müller, ein s. Z. rühmlich bekannter Künstler und Kupferstecher, reiste nach Paris, um daselbst eine Zeichnung von dem Gemälde Ludwig XVI. zu verfertigen. Cotta hörte hiervon und in Erkenntnis dessen, dass ihm die Kenntniss der französischen Sprache in seiner demnächstigen Stellung als Erzieher in Warschau von besonderem Nutzen sein würde, äusserte er den Wunsch, den Professor Müller nach Paris zu begleiten. Dieser wie auch sein Vater, willigten hierein und für Cotta wurde diese Reise zu einer wahren Studienreise. Der Umgang mit Müller, mit dem er innig befreundet wurde, sowie der Verkehr in guter Gesellschaft, wirkte bildend auf ihn ein, und neben seinen Studien, machte er sich mit der französischen Sprache aufs Genaueste bekannt. Auch sein Kunstsinn wurde im Verkehr mit Künstlern geweckt und geläutert.

Aber nicht lange dauerte sein Aufenthalt in Paris; schneller als er erwartet, rief ihn sein Vater zurück, weil er, wie er annahm, eine günstige Versorgung für ihn gefunden hatte. Wohl kehrte Cotta zurück, aber auf die betreffende Stellung verzichtete er zu Gunsten seiner Schwestern, wenn auch gegen seinen, wie seines Vaters Wunsch. Zunächst hielt er an dem Entschlusse, nach seiner Rückkehr aus Polen eine Anstellung in seinem Vaterlande zu suchen, fest. Allein weder diese Reise nach Polen, noch seine anderen vielfachen Pläne verwirklichten sich; das Schicksal hatte anderes mit ihm vor. Sein Vater, der älter wurde, wünschte nicht, dass sein Sohn das Vaterland verlasse und drang nunmehr um so ernstlicher darauf, dass er die ihm gehörige Cotta'sche Buchhandlung in Tübingen übernehmen solle.

Die an ihn gestellte Forderung war schwer; aber er fügte sich ihr in kindlichem Gehorsam.

Die Cotta'sche Buchhandlung war in den letzten Jahren bedeutend herabgekommen, da sie längere Zeit nur durch Faktore verwaltet worden war.

Mit schwerem Herzen, ohne Fachkenntnisse, übernahm er die Buchhandlung, die gerade zu jener Zeit einen ganz schwachen Umsatz hatte, und er war sehr betrübt darüber. Er erkannte, dass nur die grösste Aufmerksamkeit und Thätigkeit in Verbindung mit strenger Redlichkeit, die Handlung wieder zu befestigen vermochte, und so war er vom 1. Dezember 1787, von welchem Tage an er die Handlung übernommen hatte, bis zur Abreise auf die Leipziger Ostermesse 1788, von früh 4 Uhr bis nachts 11 Uhr thätig, um sich die erforderlichen Kenntnisse seines Faches zu erwerben.

Cotta hatte mit allen den Schwierigkeiten zu kämpfen, die einem jungen Anfänger mit wenigem Kapital ausnahmslos entgegen treten. Die Beschaffung einer Summe von 3000 Gulden, womit er die dringendsten Schulden abzutragen hatte, machte ihm viele schwere Stunden, denn von Hause aus erhielt er keine Unterstützungen.

Der Mut und die Hoffnung und auch das Glück verliess ihn aber nicht.

Sein erster Verlagsartikel war ein medizinisches Werk des verdienten alten Hopfengärtners und seine ersten Buchhändler-Verbindungen mit den Buchhändlern Hartknoch und Goeschen in Leipzig, die den jungen Anfänger bei seinem ersten Besuche daselbst freundlich aufnahmen.

Während seines Besuches zur Leipziger Ostermesse 1788 empfing er, nach langem Warten auf ein Lebenszeichen, die Nachricht, dass ihm die Fürstin Lubomirka, als Entschädigung für den nachteiligen Einfluss, den sein langes Harren auf seine Lebensbahn gehabt haben musste, 300 Dukaten auszahlen liess. Diese Summe kam unserm Cotta zu damaliger Zeit sehr erwünscht, und war eine wichtige Aushülfe für den so mit Sorgen bestellten Mann, dem es zur Bestreitung seiner häuslichen Ausgaben sehr oft an einigen Gulden gebrach. So hatte er mit grossen Mühen zu kämpfen, ein Kapital von 500 Gulden aufzutreiben, um sein erstes und in der Folge sehr günstiges Unternehmen decken zu können; viele schlaflose Nächte hat ihm dies verursacht. Ein Zufall verschaffte ihm die Summe von einem Manne, mit dem er sich 1789 associirte, sich aber nach nur einigen Jahren wieder von ihm trennte. Diese Lösung

brachten ihm neben schmerzlichen Verdruss, Verluste ein, die sich durch die alleinige Übernahme der Handlung einstellten, aber grade diese Trennung zeigte Cotta als einen Freund von lauterer Gesinnung. Zu gleicher Zeit nahm jedoch auch die Handlung einen neuen Aufschwung, was bei der rastlosen Thätigkeit Cotta's ja eine fast natürliche Folge war. Sobald er in die geschäftlichen Verhältnisse eingeweiht war, erhob er es zum Prinzip, alle seine Unternehmungen selbständig und von ihm selbst ausgehend zu machen, und es nicht dem Zufall zu überlassen, ob ihm ein Gelehrter dieses oder jenes seiner Werke anbiete oder nicht.

Als erste Frucht dieses selbständigen Schaffens ist die Allgemeine Zeitung zu betrachten, die die Verbindung mit Schiller zur Folge hatte. Schiller hielt sich damals, 1793, um seine Gesundheit wieder etwas zu kräftigen, in Stuttgart auf. Cotta, welcher gerade von Tübingen über Stuttgart zur Leipziger Messe reiste, lernte Schillern bei einer freundschaftlichen Mahlzeit kennen und nachdem die ganze Gesellschaft eine Spazierfahrt unternommen hatte, legte Cotta ihm seinen Plan vor, für den sich Schiller auch erwärmte und den sie genau besprachen. Cottas Besuch in Jena, auf seiner Rückkehr von Leipzig, führte zum Abschluss eines Kontraktes, den Schiller jedoch nicht einhalten konnte, weil er aus Gesundheitsrücksichten sich von ihm lossagen musste; dagegen bot dieser ihm die Horen an, die er annahm und woran sich in der Folge das freundschaftliche Verhältniss knüpft, das Beide so eng zusammen hielt.

Der Plan der Herausgabe der Allgemeinen Zeitung wurde aber in Tübingen selbst ausgeführt, trotz der mancherlei Schwierigkeiten, die an einem

Orte, wo die Post nur zweimal abging und ankam, bestanden. Cotta traf die ausgedehntesten Vorbereitungen, um diese Schwierigkeiten so viel wie möglich zu vermindern; ein eigens dazu angestellter Redakteur Posselt, zog nach Tübingen und alles war fertig, um mit der Herausgabe der Zeitung beginnen zu können.

Vor Erscheinen der ersten Nummer sollte Cotta aber noch mit einer Überraschung, die mehr Erstaunen war, bedacht werden. Posselt, der von ihm angestellte Redakteur, erklärte ihm 8 Tage vor Ausgabe derselben, dass er zur Redaktion einer täglichen Zeitung nicht gemacht sei und dem war es auch so. Nur zwei Nummern wurden von ihm redigiert, dann trat er zurück. Cotta und der Doktor Zahn, sein früherer Associé, übernahmen die Redaktion der folgenden Nummern, bis Huber, Cotta's Freund, sich an die Spitze des Unternehmens stellte. Zu jener Zeit der politischen Wirren konnte nur mit grösster Vorsicht und Kühnheit ein solches Unternehmen begonnen werden. Auch Cotta blieb vor heftigen Angriffen und argen Verläumdungen nicht verschont, aber nichts vermochte ihn zu erschüttern, nichts ihn von seinem Unternehmen zurückzuschrecken.

Im Jahre 1790 verlegte er, wahrscheinlich aus praktischen Gründen, die Redaktion nach Stuttgart, woselbst sie bis zum Jahre 1803 verblieb, seitdem aber befand sie sich und befindet sich noch jetzt in München. Neben seinen umfangreichen geschäftlichen Arbeiten nahm er auch an den politischen Bewegungen teil, und seinem Vaterlande leistete er mehrfache, ganz ausserordentliche Dienste. So ersuchte ihn die württemberg'sche Landschaft im Jahre 1799 in dringendster Weise, eine Reise nach Paris zu unternehmen, um durch Vorstellungen beim Andringen des Feindes

sein Vaterland so viel als möglich vor den Gräueln zu bewahren. Sein Zweck wurde erreicht, Frankreich sicherte Württemberg gegen eine Entschädigung von 8 Millionen Francs, Frieden zu. Aber diese Zusicherung hob sich im Verlauf der Zeit völlig auf. Cotta kam hierüber auch in Untersuchung, die Ehrlichkeit seines Charakters schützte ihn jedoch vor weiterem Ungemach.

1801 finden wir Cotta nochmals in Paris; ein benachbarter Fürst hatte ihn darum ersucht. Neben seinem Hauptzwecke fand er noch genügende Zeit, sich seinen geschäftlichen Aufgaben zu widmen, und viele neue Beziehungen entsprangen daraus, die insbesondere seiner Zeitung in hohem Masse zu statten kamen, die beständig an Ansehen und Ausdehnung gewann.

Trotz aller dieser verschiedenartigen Abhaltungen entfaltete Cotta eine grossartige Verlegerthätigkeit und kein Verleger hat zu jener Zeit eine solch' beträchtliche Anzahl von Werken publiciert, wie er; dies gilt jedoch nicht nur hinsichtlich der Anzahl, sondern findet auch Anwendung auf den Wert der Bücher.

Cotta kümmerte sich um alle Einzelheiten seines inzwischen sehr ausgebreiteten Geschäfts und er war dessen ganze Seele. Auf äussere Freuden und Vergnügungen verzichtete er, fand vielmehr echte Freude nur im Verkehr mit seinen Autoren, insbesondere mit Goethe und Schiller, mit welchen ihn die innigste Freundschaft verband.

Ihnen verdankte er ja auch zunächst die Grösse und den Ruf seines Hauses, denn die Werke beider Dichter-Fürsten waren in seinem Verlage und in den

verschiedensten Ausgaben erschienen. Mit ihnen unterhielt er einen regen Briefwechsel, und Cotta erkannte diese ihm gewordene Bevorzugung in hohem Masse an. Der öftere Besuch Cotta's in Weimar und die ihm dort gewordene Aufnahme, legen Zeugnis ab, dass Schiller und Goethe ihn nicht nur als zahlenden Buchhändler betrachteten, sondern dass sie ihn als Freund liebten und schätzten. Gewiss gehört es mit zu den ersten Seltenheiten, dass zwei Autoren, bei ihren hohen Honorarforderungen, in solch' coulanter Weise befriedigt worden sind, denn Cotta scheute kein Honorar, auch wenn es ihm häufig als zu hoch gegriffen erschien. Er erkannte aber mit Anderen den Wert einer solchen Verbindung, und brachte deshalb zuweilen ganz erhebliche Opfer, um diese sich zu erhalten.

Aber wie mit Diesen, so verband ihn auch mit anderen Autoren seines Verlags eine enge Freundschaft, und Cotta setzte seinen ganzen Stolz darein, diese mehr und mehr zu befestigen.

Neben den vielen Geschäften widmete er sich auch der Allgemeinheit. So wurde er zum Repräsentanten des württembergischen Landtags gewählt, in welchem er, gemäss seiner Denkweise, die Rechte des Volkes verteidigte, aber im nüchternen Sinne, nicht insofern, als ob sich das Glück des Volkes auf Zwist mit seinem Fürsten gründe.

Auch von Seiten seiner Fachgenossen wurde er geehrt; er erhielt den ruhmvollen Auftrag, ihre gemeinsame Sache und ihre Interessen auf dem Wiener Kongress zu vertreten, wo er eifrig und in erfolgreicher Weise für die buchhändlerischen Bestrebungen eintrat.

Von seinem Könige sowohl, wie auch von fremden Fürsten, wurde sein Schaffen geehrt und anerkannt

durch Verleihung hoher Orden, und sein Landesfürst erwies ihm die Gnade, seinen alten Adel unter dem Namen und Titel eines Freiherrn von Cottendorf anzuerkennen und zu bestätigen.

Die ihm zu teil gewordenen hohen Auszeichnungen änderten aber die Gesinnungen dieses Mannes nicht, er blieb derselbe bescheidene Buchhändler nach wie vor und war seinen Untergebenen, wie auch anderen in Not geratenen Menschen, ein fürsorgender Freund und Helfer.

Aus kleinen und bescheidenen Anfängen heraus, hatte sich ein Geschäftshaus entwickelt, das mit seinen Filialen Tübingen, München und Augsburg seinen Ruhm verbreitete und ihm grosse Reichtümer erwarben. Den ersteren suchte er nicht, die letzteren verwandte er zum nicht geringsten Teile zum Wohle seiner Mitmenschen.

Seit 1810 hatte er seinen Wohnsitz und damit auch sein Hauptgeschäft nach Stuttgart verlegt; hier lebte er inmitten seiner umfangreichen Aufgaben bescheiden zwar, doch herrschend in gutem Sinne.

Das Schicksal war ihm, auch in der Familie wohlgesinnt; zweimal hatte er sich verheiratet, und in beiden Fällen lebte er glücklich. Der Verlust der ersten Gattin, die ihm nach längerer Krankheit entrissen worden war, ging ihm tief zu Herzen, doch lebte sie ihm in den ihm geschenkten Kindern fort. Seine zweite Frau, eine ebenso bescheidene Person, widmete sich mit aller Hingebung und Liebe ihrem Manne, und so verband beide immer ein frohes Familienleben. Cotta's ehrliche und treue Natur hat regen Anteil genommen an der Neugestaltung Deutschlands; er erlebte noch trotz des Alters in fast jugend-

licher Frische die Abschüttelung des welschen Tyrannen und fand darin gerechte Freude.

Am 29. Dezember 1832 entriss ihn der Tod seinen Angehörigen, die in ihm den treusorgenden Gatten und Vater beweinten und der Mitwelt, die in ihm einen treuen Freund und Helfer verloren. Sein Andenken aber lebt fort unter den Nachkommen, die mit Dank und Ehrfurcht die guten und grossen Thaten nennen werden, die er als deutscher Mann mit vielen und heissen Anstrengungen auszuführen vermochte.

Friedrich Christoph Perthes.

Friedrich Christoph Perthes erblickte am 24. April 1772 zu Rudolstadt das Licht der Welt, zu einer Zeit, wo grosse Teuerung das Land durchzog, die trübe Stimmung und Not zur Folge hatte. — Sein Vater, welcher als zweiter Sohn von Johann Justus Perthes, Doktor der Arzneigelahrtheit, Rechtswissenschaft studiert hatte, war von 1741 an fürstlich angestellter Beamter zu Rudolstadt, woselbst er, wenn er sich auch nicht in besonders guten Verhältnissen befand, doch eine auskömmliche Stellung inne hatte. Sehr frühzeitig, 37 Jahre alt, starb der Vater unseres Perthes, ohne seiner Familie irgend welches Vermögen zu hinterlassen, so dass den Kindern selbst eine gute Schulbildung versagt werden musste. Perthes Erziehung wurde in den ersten Jahren hauptsächlich von seinen älteren Geschwistern geleitet, mit Unterstützung seines Onkels, welcher als Oberst-Lieutnant und Landbaumeister auf Schloss Schwarzburg beschäf-

tigt war, und den Kindern seines Bruders aus brüderlicher Liebe und Anhänglichkeit mit Rat und That zur Seite stand.

Der frühzeitig erfolgte Tod des Vaters, die mittellose Lage der Familie, in welcher sich dieselbe befand, waren von wesentlicher Einwirkung auf die Zukunft unseres jungen Freundes, und schon frühzeitig trat an ihn die Notwendigkeit heran, für einen Beruf sich zu entscheiden, mit welchem er die Lebensbahn betreten, sich seine Zukunft schaffen sollte. Schon in frühester Jugend war er ein eifriger Leser und lernbegieriges Kind, und ganz besonders war es die Lektüre von Reisebeschreibungen, welche ihn fesselte. Diese ausgesprochene Neigung zu Büchern lässt es nun leicht erklärlich erscheinen, dass er, nachdem er konfirmiert, und die Notwendigkeit der Wahl eines Berufs in ernster Form an ihn herantrat, sich entschloss, die buchhändlerische Laufbahn zu betreten. Bestimmend hierbei war zum Teil auch der Umstand, dass ein jüngerer Bruder seines Vaters, Justus Perthes, der Gründer des noch jetzt so angesehenen Hauses, gleichfalls Buchhändler war, und als solcher sich in recht guten Verhältnissen befand. Dieser Umstand wie auch seine bereits erwähnte ausgesprochene Neigung zur Lektüre, machten den gefassten Entschluss zur That; am 9. September 1787, kaum 15 Jahre alt, trat er bei Adam Friedrich Böhme in Leipzig als Lehrling ein. Böhme's Geschäft war keines der bedeutendsten in Leipzig; dennoch war er ein tüchtig gebildeter Geschäftsmann, der sein Métier verstand und wohl auch auszunützen wusste. Einfach in seinem Wesen, verständig in seinem Umgang, und beständig arbeitsam und thätig, war er trotz seines ernsten, zu-

weilen aber auch sehr heftigen Temperaments, von erheblichem Einfluss auf die innere Entwicklung unseres Perthes, der dem Vaterhause frühzeitig entzogen, unruhig hin und her schwankte.

Streng war die Zucht, die er bei Böhme genoss, hart die Lehrzeit, die er bei ihm durchzumachen hatte, dennoch hat er sich, wie aus seinen Briefen an seine Angehörigen hervorgeht, niemals beklagt. Für die genossenen Freiheiten im Elternhause wurde ihm nicht sofort Ersatz, die neuen Verhältnisse konnten ihm nicht allzu rasch gefallen. Erst nach und nach fügte er sich in das Unvermeidliche, mehr und mehr schloss er sich der Familie, von der Aufrichtigkeit seines Chefs überzeugt, an, und fand schliesslich vielen Ersatz und manche Aufmerksamkeit in der Familie. Insbesondere die gleichalterige Tochter Böhme's, der er mit geschwisterlicher Liebe zugethan war, und die ihrerseits wiederum in ihm einen Gespielen und Gehülfen fand, war es, welche ihm viele Unterhaltung gewährte. So wurde ihm, der einsam und verlassen auf sich angewiesen war, mannichfacher Ersatz, sodass der Verlust der elterlichen Umgebung für ihn weniger empfindlich wurde. Wohl hat er oft geklagt für sich allein, wenn er im Winter bei grosser Kälte hantieren sollte in dem finsternen, nassen und kalten Geschäftslokal, welches sein Besitzer aus Sparsamkeit nicht erwärmen liess; wie lebhaft trat ihm vor Augen, wie hübsch und angenehm es zu Hause in den wohl erwärmtem Zimmer war, und hier! oh, er zitterte oft und auch wohl Thränen hat es genug gekostet, indes der Charakter stählt und befestigt sich nur im Kampfe, nicht im Überfluss und Reichtum. — So erging es auch unserem Perthes.

Von seinem Chef wurde unser Friedrich seines bescheidenen Wesens wegen geliebt, und er erkannte die Wissbegier, die in ihm steckte. Von der Kundschaft war er gern gesehen, denn sein gewecktes Äussere, sein ruhiger, offener Blick erweckte Vertrauen. Eifrig war er bemüht, sein Wissen zu erweitern und durch Lektüre guter Bücher, wie durch ernstes Studium sich weiter auszubilden und zu vervollkommen. Insbesondere war ihm Knigge's Umgang lieb geworden, aus welchem Buche er das Leben und sich selbst kennen lernte. Kant's und Cicero's Werke studierte er eifrig, wodurch sein Verstand gebildet und seine Denkkraft gestärkt wurden. Dieses ernste und strebsame Wollen inmitten der politischen Bewegungen und Strömungen hatten seinen Verstand ausgebildet und geläutert und in Gesellschaft mit gebildeten jungen Männern, die geistig erheiternd und anregend auf ihn einwirkten, bereitete er sich allmählig zu der Aufgabe vor, welche ihm von der Zukunft und dem Schicksal zugeteilt worden war.

Perthes' fünfjährige Lehrzeit endigte kontraktlich erst Ostern 1793; sein Prinzipal hatte ihm, als Lohn für das seinem Geschäfte gezeigte Interesse, das letzte $\frac{1}{2}$ Jahr erlassen, veranlasst hierzu vielleicht auch dadurch, dass der Buchhändler Hoffmann aus Hamburg Perthes als Gehülfe engagierte, und baldigen Eintritt zur Bedingung machte.

Die Abreise vollzog sich denn, unerwarteter Weise, sehr rasch; am 13. Mai 1793 bereits verliess er Leipzig in Gemeinschaft mit dem Buchhändler Hoffmann, dessen Reisewagen er mit benutzen sollte. Der Abschied wurde ihm schwer und ging ihm tief zu Herzen. Der innige, traute Verkehr, der sich in der letzten Zeit

noch herzlicher gestaltet hatte, liess ihn voll und ganz das Glück erkennen, das er hier in der Familie seines Prinzipals genossen hatte. Fast noch Knabe war er hier eingetreten, als gereifterer Jüngling verliess er den Ort, voll von jugendlichen Erwartungen und Illusionen.

Auch mit dem Herzen blieb er teilweise noch in Leipzig. Die Liebe zu Friederike, der ältesten Tochter seines Lehrprinzipals, war erstärkt, und nur äusseren Umständen ist es zuzuschreiben, dass die Jugendliebe ihn nicht für's Leben fesselte. Auch die Erkenntnis seines eigenen Herzens mag endlich, wenn auch nach schweren inneren Kämpfen, den Ausschlag gegeben haben.

Die Reise nach Hamburg vollzog sich in eintöniger Art, die mangelhaften Verkehrsstrassen boten erhebliche Schwierigkeiten und machten das Reisen überhaupt anstrengend.

Perthes überstand alle diese Schwierigkeiten mit jugendlicher Kraft und fand anregenden Stoff und Unterhaltung in Hoffmann's Begleitung, der ein hochgebildeter und erfahrungsreicher Mann war und trotz des ihm eignen Pflegma gut zu erzählen wusste.

In Hamburg angekommen, vermochte er sich, an Jahren älter und an Erfahrungen reicher, rascher in die neuen Verhältnisse einzugewöhnen. Die alte Hansestadt bot in dem damaligen berühmten Glanze ein ungeheures Bild menschlicher Thätigkeit und regen Geistes, und dem jungen Perthes, der empfänglich für alles Grossartige und Neue war, mochte es wohl zusagen, inmitten dieser regen Thätigkeit selbst mitzuwirken in seiner bescheidenen Weise. In Hoffmann's

Familie fand er nicht Ersatz für das, was ihm durch Weggang von Leipzig verloren gegangen war. Die verschiedenartigen Charaktere, die sich in Hoffmann und seiner Frau vereinigt hatten, denn jener war eine pflegmatische Natur, während diese heiteren Sinnes war, boten nicht den inneren Zusammenhalt für junge und noch unerfahrene Leute. Der Umgang in Hoffmann's Familie beschränkte sich demgemäss auch auf ein Minimum. Perthes' offener und geweckter Sinn erwarb ihm rasch Freunde, und obgleich arm und ohne einführende Empfehlungen, fand er dennoch Eingang in Hamburger angesehenen Familien. In diesen Kreisen empfing er geistige Nahrung und Stärkung zur eigenen Kräftigung, und aus denselben heraus wurde ihm einst der Antrag gemacht, ein Verlagsgeschäft zu gründen. Sein jugendliches Alter veranlassten ihn jedoch zur Ablehnung dieses gewiss aufrichtig gemeinten Antrags.

Dennoch aber machte sich bei dem aufstrebenden jungen Manne bald das Gefühl der Selbständigkeit geltend und in Verfolg desselben gründete er im Jahre 1796, nach kaum 3jährigen Aufenthalte in Hamburg, und nachdem er seine Stellung bei Hoffmann aufgegeben hatte, in Gemeinschaft mit zweien seiner Freunde, ein eigenes Geschäft. Mit diesem Zeitpunkte beginnt für ihn der eigentliche Ernst des Lebens, das harte Forderungen an ihn stellte, die er aber alle mutvoll und glücklich zu überstehen wusste. Den jungen Anfängern waren die persönlichen Bekanntschaften und Beziehungen, die sie in Hamburg hatten, von wesentlichem Nutzen, denn durch sie erweiterte sich der Kundenkreis, der ihrem Geschäfte zur Befestigung diente.

In die ersten Anfänge seiner selbständigen Thätigkeit fällt auch die Bekanntschaft mit Claudius, dem

Wandsbecker Boten, der in seinem frommen biederem Sinne Perthes anzog, und welchen Perthes als älteren Freund schätzte und der wiederum seitens Claudius als jüngerer Freund geliebt wurde. Die gegenseitigen Beziehungen nahmen mehr und mehr einen herzlicheren Charakter an, und die Neigung zu Claudius' ältester Tochter, Caroline, verband ihn in inniger Weise. Diese Neigung zu ihr, die im Jahre 1774 geboren, wurde zur aufrichtigen Liebe und bereits am 15. Juli 1796 war die Verlobung des jungen Paares gefeiert, welchem alsdann im nächsten Jahre, am 2. August 1797, die Hochzeit folgte. Perthes' Zuneigung zu Caroline wurde rasch gefasst, und ebenso rasch zur That; in ihr fand er ein Wesen, die die ihr von ihm entgegengebrachte Liebe in gleicher Weise erwiderte, und beide zu einem harmonischen Ganzen verband, wie es nur die echte Liebe zu schaffen vermag.

Caroline, in bescheidenen Verhältnissen erzogen, fromm und vom religiösen Sinn und Charakter ihres Vaters erfüllt, dabei häuslich und wirtschaftlich, brachte Perthes ein Glück ins Haus, das nicht Alle voll und ganz zu würdigen verstehen, von denen aber, wo gleicher Sinn und Anschauung herrscht, anerkannt und geschätzt wird. Auch unser Perthes empfand dies und besonders in der Zeit, wo äussere Ereignisse ihn in bescheidene Verhältnisse zwangen, wo er mit dem Leben zu kämpfen hatte. Sein Charakter, der in seinem jugendlichen Alter noch nicht völlig ausgebildet und geklärt war, fand in schweren stürmischen Stunden und Zeiten Mut im Gespräche mit seiner Frau und aus deren frommen Reden gewann er neue Kraft und Schaffenslust. Aber vor Schicksalsschlägen, die jedem Geschäfte in seinen Entwick-

lungsjahren nicht erspart bleiben, blieb auch er nicht bewahrt; zwar entwickelte sich das Geschäft, es gewann an Grund und Boden, allein das Jahr 1798 war für ihn eine Zeit vieler Not und Sorge. Seine beiden Teilhaber schieden zu gleicher Zeit aus und durch die Entziehung dieser denselben gehörenden Kapitalien kam das Geschäft in arges Schwanken und der Mangel an Betriebskapital hätte Perthes gewiss zu Falle gebracht, wenn Mutlosigkeit ihn beherrscht haben würde. Im Vertrauen zu Gott, nahm er den bitteren Kampf ums Dasein auf, durch welches er alle Klippen die ihn zu zerstören drohten muthig umschiffte. Ein glücklicher Hausverkauf brachte ihm Geld zur Weiterführung ein, und mit demselben gewann er festeren Boden.

Seine angestrengte Thätigkeit im Geschäft blieb nicht ohne Erfolg, denn dasselbe dehnte sich beständig weiter aus. Sein scharfblickender Geist hielt sich nicht genau an die ihm gesteckten Grenzen; und beständig suchte er nach neuen Erwerbsquellen. Verschiedene Versuche wurden von ihm angestellt, durch welche er die geschäftlichen Beziehungen zu erweitern, sich selbst aber auch in seiner Stellung befestigen zu können glaubte.

Die unruhigen Verhältnisse in Hamburg hinsichtlich des Handels, die durch Frankreichs Kriegsgelüste herbeigeführt worden waren, suchte Perthes auch zu seinem Vortheil zu benutzen, insofern, als er durch Errichtung einer Filiale in London den Export und Import von deutscher und französischer Litteratur zu steigern anstrebte. Eine hierdurch notwendig gewordene Reise nach London führte wohl zum Ziele, aber gar bald gewann er die Überzeugung, dass

ihm hierzu das Nötigste, das Geld, fehlte, denn die Errichtung erforderte, weil die Verhältnisse gesteigerte Opfer beanspruchten, viele Anstrengungen. Die Filiale, die nur ganz kurze Zeit bestand, löste sich somit wieder auf, ohne dass sie Perthes einen nennenswerten Nutzen gebracht hatte, vielmehr hatte sie für ihn viel Arbeit und Mühe im Gefolge.

In dieser für ihn so schweren Zeit tritt uns Heinrich Besser in Perthes Leben entgegen, ein Kollege und Freund, mit dem er innig vertraut schon früher geworden war. Von gleichen Anschauungen wie Perthes beseelt, im Besitze einer gediegenen Bildung, schloss er sich diesem völlig an, trat mit ihm in engste Geschäftsverbindung insofern, als er anfänglich die von Perthes in London errichtete Filiale leitete, und nach deren Aufhebung in Hamburg mit Perthes in ein Sociätsverhältnis trat. Die Firma änderte sich demgemäss von diesem Zeitpunkte an in Perthes & Besser.

Besser war ein treuer Freund und Genosse Perthes bis an sein Lebensende; wie Brüder liebten und verstanden sie sich. Perthes mag viele Freunde besessen haben, wenig aber solche, wie Besser war. Mit ganzer Seele und vollster Hingebung hing er an Perthes und später, als Besser durch Heirat von Perthes Schwester in familiäre Beziehungen zu ihm getreten war, gestaltete sich dies Verhältniß noch inniger. Die Erfolge, die das junge Geschäft zu verzeichnen hatte, liessen den Mangel an Kapitalien beständig empfinden und dieser Umstand wirkte zuweilen recht erlahmend auf die Entwicklung des Geschäftes ein. Gesteigerte Ausgaben und Ansprüche in seiner Familie, seine Frau hatte ihm in den Jahren 1798 bis 1804

2 Söhne und 2 Töchter geboren, mag des öfteren Veranlassung gewesen sein zu stiller Unzufriedenheit, besonders wenn das Wohl seiner Familie sich in den Vordergrund drängte. Das harmonische Zusammenleben mit seiner Frau liess ihn demohngeachtet die entgegen tretenden Schwierigkeiten leichter und wirkungsloser überstehen, umsomehr, als die junge Perthes'sche Familie in innigem und engem Verkehre mit ihren Eltern lebte. Der Umgang mit Claudius war von wesentlichem Nutzen für Perthes. Die schlichte Einfachheit des geistig hochstehenden und nüchtern denkenden Mannes befestigte Perthes Denkweise wie auch Charakter, welcher letzterer nach und nach eine festere Form annahm, die entgegen tretenden Strömungen ruhiger passieren liess und diese traten für ihn rascher, als er wohl vermutet haben mochte, ein.

Die durch Napoleons Ehrgeiz heraufbeschworenen Kriegsjahre machten ihren Einfluss auf den Handel bemerkbar und Hamburg litt gleich anderen Städten bitter darunter.

Perthes spürte das ebenfalls; das Geschäft ging zusehens zurück, weil das Publikum so gut wie gar nichts kaufte und Perthes war nahe daran, sein Geschäft liquidieren zu müssen. In dieser kritischen Periode, die für ihn so unheilvoll hätte enden können, war es besonders sein Freund Graf Moltke auf Mitschau (Mecklenburg), der ihm helfend und förderlich zur Seite stand. Den von diesem Manne ihm vorgeschossenen Kapitalien hatte er es gewiss zu danken, dass sein Geschäft in Zeiten der Not ihm erhalten blieb.

Die unruhigen Bewegungen, die anfangs dieses Jahrhunderts Deutschland durchzogen, gingen auch

an Perthes nicht spurlos vorüber, vielmehr nahm er regen Antheil an Deutschlands Geschick.

Durch gute Freunde und durch den Umgang mit politischen Männern war Perthes, der in kleinen Verhältnissen aufgewachsen war, eingeweiht worden in die Politik. Sein politischer Sinn war hierdurch entwickelt und befestigt worden, und trotz des anregenden Verkehrs den die verschiedenartigen Parteien in sich trugen, suchte er Umgang mit Männern, die seine politische Gesinnung theilten und durch Gemeinsamkeit des Duldens und Strebens dem Volke in schweren Zeiten neue Kraft zuzuführen versuchten.

In Hamburg gingen die Wogen bereits hoch und Perthes, innig verwebt mit den Vorgängen und zum Theil selbst Wortführer, erlitt arge Verluste. Alles, was er während 10 Jahren durch Mühe, Arbeit und Anstrengungen gewonnen hatte, ging ihm verloren, arm und mittellos stand er samt seiner Familie da, auf sich allein angewiesen und ohne jegliche Unterstützung.

Bitter war die Stimmung, die ihn beherrschte, bitterer aber noch war er gestimmt über das nationale Elend, das Napoleon, von Eroberungssucht getrieben, heraufbeschworen hatte. Fester Glaube beseelte und bestärkte ihn in der Annahme, dass Napoleon, der Tyrann Deutschlands, durch sich selbst fallen musste, sobald das Mass seiner Leidenschaften erfüllt sei. Inzwischen war Perthes eifrig bemüht, geschäftlich wie persönlich, an der Neugestaltung Deutschlands und an der Besserung der Sachlage zu wirken. Geschäftlich durch Publikation patriotischer Werke und zwar insbesondere durch „das Museum“, einer von ihm gegründeten politischen Zeitschrift, suchte er das Gefühl

der Zusammengehörigkeit, der Einheit, zu stärken; persönlich durch ermunternde Reden und Aufforderungen in Gesellschaften und Vereinen. Diese rege Teilnahme Perthes' an den politischen Bewegungen, liess ihm wenig freie Zeit, um sich seinem Geschäfte zu widmen. Der Geschäftsgang stockte allgemein. Hamburg wurde erobert, ein grosser Teil der Hauptteilnehmer an den Bewegungen musste flüchten und unter diesen befand sich auch unser Perthes.

Das Vermögen der zur Flucht Getriebenen wurde entweder versiegelt und vorläufig in französischen Besitz genommen oder auch völlig geraubt. Eine unruhige Zeit hat Perthes in dieser Trauer- und Drangperiode durchlebt: verfolgt, von seiner Frau und seinen Kindern entfernt, einsam und ziellos sich verborgen haltend vor den Späheraugen der Feinde. Tiefe Entrüstung spricht aus seinen Briefen an seine Freunde, die charakteristisch für ihn sind, denn aus allen leuchtet der Charakter eines guten, treuen Patrioten, der sein Gut gegeben hat dem Vaterlande zum Opfer, der sein Blut zu geben bereit war für sein Volk.

In allen schlimmen Lebenslagen verliess ihn aber bei seinem frommen Sinne der Glaube nicht und seine Vermutung bewahrheitete sich, denn Napoleon ging seinem Verfall entgegen. Wie ein Lauffeuer durchzog es Deutschland von der ersten Erhebung gegen Napoleon, wie ein Ruf von Gott gesandt, erschien der Aufruf an mein Volk des Königs und damit war die Zeit der [Neugestaltung Deutschlands gekommen.

Napoleon wurde vernichtet, Ruhe und Frieden

zog wieder ein und neues Leben erstand aus den Ruinen. Am 31. Mai 1814 kehrte Perthes nach langen Jahren nach Hamburg zurück; die Stadt war von den Franzosen gesäubert, sein in Beschlag genommenes Hab und Gut wurde ihm wieder ausgehändigt und von Neuem begann er den Kampf ums Dasein aufzunehmen.

Unterstützt von seinen Freunden, gelang es ihm gar bald, das Geschäft neu zu begründen, alte Verpflichtungen zu tilgen und seinen Ruf und seinen Kredit zu befestigen. Alte Beziehungen wurden erneuert, neue eröffnet und stetig wuchs das Geschäft und gewann an Ausdehnung. Inzwischen war er beständig für das Wohl seiner Mitbürger mit beschäftigt; seine Thätigkeit, die er entwickelte zu Gunsten der Evangelischen Bibelgesellschaft, war eine sehr bedeutende und er war es, der die Einführung in Deutschland ermöglichte und deren Ausbreitung vermittelte. Der religiöse Zug seines Herzens prägt sich hier in der edelsten Form aus.

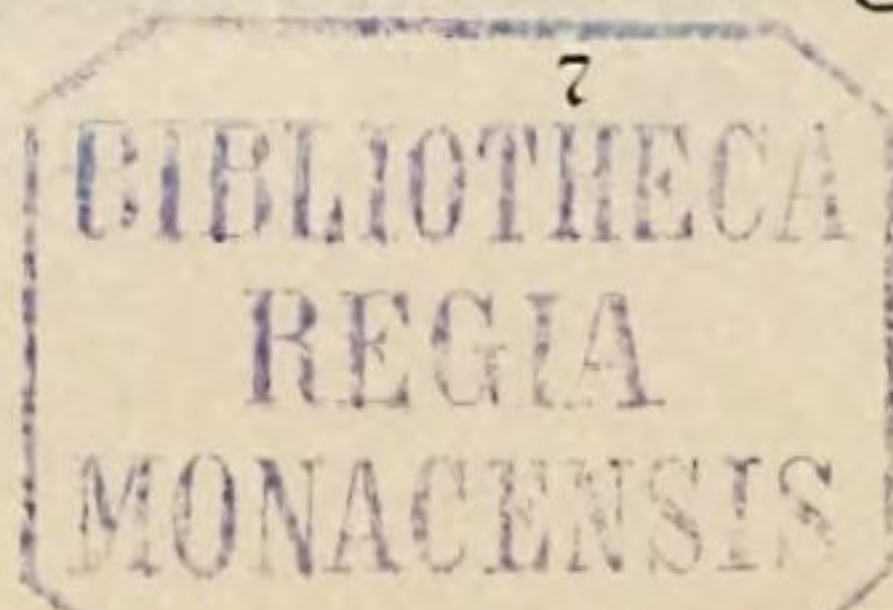
Napoleons Untergang sah er, als guter und aufrichtiger Patriot, mit Freude und Genugthuung und neues Leben erhoffte er von dem Wechsel dieser Verhältnisse.

Nach wiedergewonnener Ruhe in Deutschland konzentrierte sich auch die Thätigkeit wieder mehr auf persönliche Verhältnisse; auch Perthes kam in ruhigere Bahnen, müde des langen Kampfes und der vielen Aufregungen, die die stürmische Zeit mit sich brachte, widmete er sich nun mit voller Kraft seinem Geschäfte und es gelang ihm, seine Handlung zu der ersten in Hamburg emporzuschwingen und eine Buchhändlerstätte zu gründen, wo sich mehr als irgendwo

die litterarischen Erscheinungen konzentrierten. Durch unternommene Reisen, nach Frankfurt, sowie alsdann eine längere nach Süddeutschland, während welcher er mit bedeutenden Männern, wie Freiherrn von Stein, Cotta, Tibaut (berühmten Rechtsgelehrten Heidelbergs) in persönliche Berührung kam, schafften ihm neue Beziehungen und Anregungen. Der Aufschwung des Geschäfts liess ihm nach und nach auch zu beglücklicheren Verhältnissen gelangen, welches Glück auch Anderen, insbesondere den Armen zu gute kam. Diesen gegenüber war er stets ein hülfebereiter Freund, der gern viel gab, ohne Dank dafür zu erwarten. So gestaltete sich das Leben für ihn zu einem angenehmen und für die sturm- und drangvollen früheren Jahre wurde er reichlich entschädigt. Schwere Verluste blieben ihm freilich nicht erspart. — Claudius war schon gestorben, der Mann des reinen und frommen Herzens, mit dem kindlich weichem Gemüte und am 28. August 1821 verlor er seinen grössten Schatz, seine Karoline. Seit längeren Jahren (1813) schon leidend, vermehrte sich die Krankheit unaufhörlich, wenn auch allmählich und kein Arzt vermochte das teure Leben zu erhalten, das an einem Herzschlage dem Tode zum Opfer fiel. Der Tod Karolinens ging Perthes tief zu Herzen, mit ihm war das letzte Stück seines Glückes ihm entrissen worden, für das ihm nichts Ersatz zu bieten vermochte und seine Ruhe war in erheblicher Weise gestört worden. Dennoch trug er auch diesen Schicksalsschlag in Demut und frommer Ergebenheit.

Perthes Aufenthalt in Hamburg war von Anfang an ein anstrengender und unruhiger gewesen; seine Teilnahme am politischen Leben, mannichfache ge-

Pfau, Buch der Buchhändler.



schäftliche trübe Erfahrungen, hatten zu öfterem den Wunsch in ihm auftauchen lassen, sich zurückzuziehen von seinem Hamburger Geschäfte, überhaupt etwas Ruhe aufzusuchen, deren er so notwendig bedurfte. Karolinen's Tod hatte den früheren Plan befestigt und sein Weggang wurde zur Thatsache. Die Leitung des Geschäfts übernahm sein Schwager und Freund Besser.

Ein abgeschlossener Vertrag sicherte beiden gleiche Rechte und überzeugt von der Aufrichtigkeit seines Freundes, konnte er sich mit einer gewissen Ruhe von dem zurückziehen, was er unter schweren Verhältnissen gegründet und durch schwierige Lagen geführt hatte.

Am 22. März 1822 verliess Perthes Hamburg und seine Schritte lenkte er nach Gotha, wo verwandtschaftliche Beziehungen ihn hinzogen, und woselbst sich für ihn ein neues Feld der Thätigkeit eröffnen sollte. Aus dem Sortimentelerleben wünschte er sich heraus, und dem Verlage wollte er seine Thätigkeit ausschliesslich widmen. Die Bedeutung des ersteren verkannte er freilich nicht, ja er betrachtete es als den Nerv des Buchhandels und für dessen Erhaltung er in so mannichfacher Beziehung zu wirken sich bemühte.

Hier in Gotha gründete er ein Verlagsgeschäft, welchem ältere aus Hamburg mitgebrachte Verlagsartikel als Grundstock dienten.

Wie Perthes jeder neuen Thätigkeit mit vollem Eifer und in angestrengtester Weise seine Kraft widmete, so auch in seiner neuen Eigenschaft als Verleger.

Ein reger Verkehr findet statt zwischen ihm und Männern der Wissenschaft, die er für seine Ideen zu begeistern suchte und als erste grössere Frucht dieser An-

strengungen sind die „*Monumenta Germaniae historiae*“ zu betrachten, die von der deutschen Gelehrsamkeit und Arbeitskraft ein glänzendes Zeugnis ablegen und in ihrer gegenwärtigen Vollständigkeit eine Schatzkammer des Wissens für Gelehrte bilden. Der Verlag dieses Werkes ging später jedoch in den Besitz der Hahn'schen Buchhandlung in Hannover über. Ein weiteres bedeutungsvolles Unternehmen war „*Heeren und Ukerts Geschichte der deutschen Staaten*“, eine historische Darstellung der verschiedenen deutschen Bundesstaaten in einzelnen Bänden. Freunde rieten ihm die Ausführung des seinerseits grossartig entworfenen Planes in wohlmeinender Weise ab; er liess sich nicht irremachen und wagte die Ausführung des Werkes, das so mächtige Summen verschlingen, ihn aber in keiner Weise entschädigen sollte, für die vielen Mühen und Anstrengungen. Der Erfolg des Unternehmens war ein mässiger, was begreiflich erscheinen mag, einmal weil wahrscheinlich Viele sich von der Abschaffung infolge des grossen Umfanges abhalten liessen, zum Anderen, weil das Interesse für die historischen Wissenschaften zu damaliger Zeit noch nicht so geweckt war wie gegenwärtig. Durch diese und andere Unternehmungen stieg die Ausdehnung seines Geschäfts stetig und damit auch sein Ansehen in Buchhändler- und Gelehrtenkreisen. Jene schätzten ihn als tüchtigen Genossen, der ihre Sache mit Energie verfocht und insbesondere hinsichtlich der Pressverhältnisse zu wirken bemüht war; diese erkannten in ihm einen Buchhändler, der nicht um schnöden Mammons wegen druckte und verlegte, sondern der ideale Bestrebungen mit Verständnis zu fördern gern geneigt war.

Die stetige Ausdehnung seines Verlagsgeschäfts

machte es ihm zur Bedingung, sich von dem Hamburger Geschäfte völlig zu trennen. Zu diesem Zwecke unternahm er im September 1823 in Gemeinschaft mit seiner noch unverheirateten zweiten Tochter eine Reise nach Hamburg, woselbst er seine Verhältnisse zu Besser ordnete und in dessen alleinigen Besitz, freundschaftlichen Übereinkommens gemäss, die Handlung überging.

Perthes fühlte sich in Hamburg, — dem Orte wo er unter so schweren Verhältnissen begonnen, wo er so bittere Kämpfe zu bestehen hatte, und wo er sein Liebstes verlor — tief bewegt und wehmütig gestimmt. Traurigen Sinnes verliess er dasselbe und in Gotha wieder angekommen, fühlte er sich um so verlassen, und einsamer.

Einsam stand er da, seine zweite Tochter hatte sich inzwischen gleichfalls verheiratet und bitter empfand er das unruhige und unregelmässige Leben, das für ihn eintrat, wenn auch, wie es bei ihm der Fall, seine Kinder zumeist in Gotha selbst verheiratet und räumlich somit nahe waren.

Diesem unstäten Leben ein Ende zu machen, sich selbst aber wieder ein Heim zu schaffen, verlobte er sich mit Charlotte Becker und verheiratete sich mit ihr am 13. Mai 1824. Seine Wahl war eine glückliche; nach und nach gelangte er wieder in ruhigere Bahnen, wenn auch seine zweite Frau seine erste nicht zu ersetzen vermochte. Aus dieser Ehe entsprossen noch 4 Kinder.

Sein Verlagsgeschäft, 1822, begonnen, erfuhr eine grosse Ausdehnung, was sehr erklärlich erscheint, da, wie wir wissen, Perthes ein Mann von Energie und reger Schaffenslust war und er deshalb seine ganze Kraft auf den Ausbau seine

Handlung konzentrierte. Seine Thätigkeit als Verleger wandte sich hauptsächlich der Publikation religiöser Schriften zu, was mit Rücksicht auf Perthes Charakters natürlich und erklärlich erscheinen muss. Mit wenigen Mitteln hatte er seine Thätigkeit als Buchhändler begonnen, durch Fleiss und Ausdauer hatte er sich eine angesehene Stellung zu erringen vermocht und auch seine materielle Stellung war eine gesicherte, er war ein wohlhabender Mann geworden. Neben seiner Thätigkeit als Verleger widmete er auch der Allgemeinheit seine Kraft. Besonderen Anteil hatte er an dem Zustandekommen des Börsenvereins der deutschen Buchhändler, ferner als Vorsitzender der Commission zum Baue der Buchhändlerbörse und sein Name ist für alle Zeiten mit der Geschichte des Buchhandels verknüpft.

Ein offener, ehrlicher Charakter, war er als rechtschaffener Mensch beliebt und geschätzt. Mit Scharfsinn erkannte er die Schwächen seiner Freunde, ohne diesen sie merken zu lassen; er hatte eine gute Meinung von den Thaten seiner Freunde und glaubte sicher, dass die Treue und Aufrichtigkeit diese in ihren Handlungen zu leiten vermöge. Den Armen war er ein hülfebereiter und unablässiger Berater, indes bei der ihm eigenen Bescheidenheit mochte er seine guten Thaten Anderen gegenüber unbemerkt vorübergehen lassen.

Auch schwere Stunden der Prüfung blieben ihm nicht erspart; Krankheit in der Familie brachten Zeiten der Aufregung und Unruhe mit sich und insbesondere der Tod seines jüngsten Sohnes, Rudolf, der ihm innig ans Herz gewachsen war, schlug ihm eine Wunde, die nie zu heilen vermochte.

Während der Sommermonate suchte und fand er

Ruhe auf dem Lande, und zwar in Friedrichroda, seinem ständigen Sommer-Aufenthaltssorte; hier machte er sich ansässig und das Perthes'sche Haus war damals der Mittelpunkt alles gesellschaftlichen Lebens daselbst. Freunde und Gelehrte suchten den guten Mann, mit dem offenen geraden Sinn auf und erfreuten sich mit ihm in dem lieblichen Heim. Geschätzt von seinen Mitbürgern, die ihm auch das Ehrenbürgerrecht verliehen, genoss er schon bei Lebzeiten die Früchte seines Schaffens in reichem Masse. In Friedrichroda, seiner lieben zweiten Heimat, wünschte er die letzte Ruhe zu finden; das Schicksal, das ihm in so vielen Lebenslagen günstig gesinnt war, gewährte ihm auch hier seinen letzten Wunsch.

Weihnachten 1842 verlebte er noch im Kreise seiner Angehörigen (49 an der Zahl) freudig und voll innerer Ruhe, aber dennoch zeigten sich schon die Vorboten einer ernsten Krankheit, von der er nicht wieder genesen sollte und die in Ermattung, Appetitlosigkeit, Unruhe und einem Leberübel bestand. Am 18. Mai 1843, nach längerem Todeskampfe, erlöste der Tod den Mann, der gelitten für das Volk, gelebt für seinen Beruf, der tief und innig geschätzt und geliebt wurde von seinen Angehörigen, seinen Freunden und seinen Mitbürgern. Der Tod hatte die Familie schwer heimgesucht und tiefe Trauer herrschte über den Verlust des Mannes, der seinen Angehörigen sowohl, wie auch seinen Mitmenschen als nachahmungswürdiges Beispiel galt. Sein Geist und sein Name lebt fort, im Volke, wie in seiner von ihm gegründeten Handlung, die den Prinzipien seines Gründers gemäss, den Ruf bisher in ungeschwächter Weise zu erhalten wusste und für alle Zukunft treu zu bewahren wissen wird.

Georg Andreas Reimer.

Georg Andreas Reimer wurde am 27. August 1776 zu Greifswald geboren. Sein Vater, der den Kaufhandel betrieb und gleichzeitig eine Brauerei besass, und ein mutiger und scharfdenkender und von einem klaren Verstande begabter Mann war, wurde ihm frühzeitig entrissen, ohne dass er seiner Familie viel Vermögen hinterlassen hätte. Die Eigenschaften, Mut, Kühnheit und Verstand waren vom Vater auch auf den Sohn übergegangen und waren somit das schönste Erbteil, das ihm der Vater hinterlassen konnte. Im elterlichen Hause herrschte die strenge Ordnung des Vaters und der fromme und reine Sinn der Mutter vor und so konnte der junge Mann, nach genossener tüchtiger Ausbildung und ausgebildetem Charakter, sicherer und mutvoller den Lebensweg betreten, der ihm durch den Verlust des Vaters frühzeitig schon eröffnet war. Die reine Sitte und der fromme Sinn, der im Elternhause vorherrschte und der von da aus ihm eingeprägt war, verliess auch den jungen Mann nicht; in allen Lebenslagen und in gar manchen von Missgeschick erfüllten Zeiten gab sie ihm Mut und Gottvertrauen und bis zu seinem Lebensende blieben ihm diese schönen und edlen Tugenden bewahrt.

In einer der Buchhandlungen Königsbergs erlernte er den Buchhandel und nach Beendigung seiner Lehrzeit war er daselbst vermutlich noch einige Zeit als Gehülfe thätig. Genau festzustellen ist diese Thatsache nicht, da sich über die Jugendjahre, bis zum Weggange von Greifswald, wenig, fast gar keine Auf-

zeichnungen vorfinden. Die Jahre vergingen ihm hin, ohne dass er von den Bedrücktheiten verschont worden wäre, denen eine jede in bescheidenen Verhältnissen, ohne den Ernährer, dahin fristende Familie notwendiger Weise unterliegt.

Sehr wenig Aussichten mochte Greifswald dem jungen Mann unter solchen Verhältnissen eröffnen; wohl hätte er gern in der Nähe der Mutter verweilt, der er in mancher Hinsicht von Nutzen sein konnte, allein die Verhältnisse und Zustände seiner Vaterstadt boten einem strebsamen jungen Manne wenig verheissungsvolle Aussichten.

Der Wanderstab war somit für unseren Reimer sicher. Wohin er seine ersten Schritte lenkte, ob er irgend wo festen Fuss zu fassen vermochte, wir können es nicht sagen. Aber nur kurz war die Wanderzeit, denn bereits im Jahre 1800, kaum 24 Jahr alt, etablierte er sich in Berlin als Buchhändler. Ein innerer Zug hatte ihn nach Preussens Hauptstadt hingezogen; vielleicht aus innerer Nothwendigkeit zum Theil, denn seine Familienverhältnisse mochten wohl eine dauernde und festere Stellung erheischen.

Reimer begann seine selbständige Thätigkeit zunächst damit, dass er die dortige Realschulbuchhandlung in Erbpacht übernahm. Mit ganz geringen Mitteln begann er seine selbständige Laufbahn, aber be-seelt von Zuversicht auf Gott, erfüllt mit redlichem Streben und tüchtiger Arbeitskraft, vermochte er die Schwierigkeiten des Anfanges leichter zu überwinden und den anfänglich kleinen Wirkungskreis mehr und mehr auszudehnen. Durch Gottvertrauen und Fleiss befestigte er die Grundlage seines Geschäftes und diese Eigenschaften gaben ihm auch den Mut, sein junges

aufblühendes Geschäft durch die schweren Jahre 1806 bis 1813 zu führen, ohne allzu erheblichen Schaden und materiellen Verlust, die in solch schweren Zeiten sich unausbleiblich einstellen.

Als aufrichtiger Patriot hatte er Teil genommen an den Kämpfen gegen den Bezwinger Deutschlands, ohne Rücksicht auf seine Familie und sein junges Geschäft. Schwer mag es ihm wohl geworden sein hinwegzuziehen, seine Frau und seine 6 Kinder sich selbst zu überlassen, ungewiss ob ihn das Schicksal die Rückkehr gestatten würde oder ob er vielleicht im Kampfe gegen die heiligsten Interessen sein Leben geben müsse. Das Glück war ihm günstig gesinnt; die Kugeln der Feinde verschonten ihn und nach Beendigung der schweren Kämpfe kehrte er mit den Siegern heim. Von edlem Patriotismus erfüllt, hatte er Teil genommen an den Kämpfen, nicht wie ein Jüngling, sondern als ein Mann, der des Lebens Ernst und der Tage Bedeutung sich voll bewusst war. Freudig nahm er, obgleich darin selbst ungeübt, Teil an den Kampfesübungen, denen die jüngere Jugend oblag, um sich zu geüben und gewandten Kriegern und Kämpfern auszubilden und um alsdann als solche den Feinden entgegen zu treten. Unter solchen Verhältnissen hat er die beiden letzten Jahre mit geduldet und mit gerungen für Gott und sein Herz. Die Wirren und Unruhen des Krieges waren natürlich auch nicht ganz spurlos an seiner Handlung vorübergegangen; wohl hatte er in weiser Erkenntnis der Wichtigkeit der Sache, die Führung derselben guten und sichern Händen anvertraut, indes die verhängnisvollen Zeiten und das Fehlen seiner eigenen Person innerhalb seines Wirkungskreises, liessen na-

turgemäss eine Stockung eintreten, die unter günstigen Verhältnissen viel leichter zu vermeiden war.

Nach Wiederaufnahme seiner Thätigkeit und nachdem die äusseren Verhältnisse durch Wiederkehr der Friedens und der Ruhe wieder hergestellt, begann ein neuer Aufschwung seines Geschäfts, dessen Erfolg zurückzuführen ist auf die Eigenschaften seines Charakters, wie auch auf seine gute Bildung.

Dem Verlage galt seine Thätigkeit ausschliesslich. Der rege geschäftliche Verkehr mit den Autoren, der sich recht oft zu einem innigen Verhältniss gestaltete, spiegelte sich auch in seinem Privatleben ab und seine Wohnung war sehr häufig der Sammelpunkt geistiger Berühmtheiten. So verkehrten Männer wie Eichhorn, Schleiermacher, Cornelius, Niebuhr, diese geistigen Koriphäen jener Zeit, im Hause des schlichten einfachen Mannes, bei dem sie trotz ihrer Gelehrsamkeit Erholung suchten und sich wohl fühlten. Alle diese geistigen Grössen waren vertraut und intim mit diesem seltenen Manne, mit dem reinen Charakter und dem warm fühlendem Herzen. Aus diesen Vereinigungen erhielten Verleger und Autoren Anregungen zu neuem Schaffen und gewiss wurden bei diesen geselligen Zusammenkünften mancherlei Pläne gefasst und Projecte ersonnen, deren Realisirung fruchtbringend war in mancherlei Hinsicht.

Der Verkehr mit so ausgezeichneten Gelehrten, der sich bis zur Innigkeit gestaltete, war naturgemäss von erheblichen Einflusse auf die Entwicklung des Reimer'schen Geschäfts. Die Herausgabe der Werke dieser Männer brachten dem Geschäfte grössere Ausdehnung und dem Verleger selbst Ansehen und Achtung.

Reimer war ein Mann, erfüllt von politisch reiner Gesinnung und der konstitutionellen Zwecken aufrichtig, ohne Hintergedanken, ergeben war. Dennoch blieb er nicht verschont von Anfeindungen und Anfechtungen, die soweit sogar zu führen vermochten, dass Haussuchungen in seinem Hause angestellt und seine Papiere in Beschlag genommen wurden. Aber alle diese Anfeindungen und Anfechtungen führten, wie anders es nicht zu erwarten war, zu keinem Resultat; der Ruhm und der Name eines ehrlichen und ehrwürdigen Mannes blieb ihm voll und ganz bewahrt. Die verlagsreiche Thätigkeit Reimers war insbesondere der Herausgabe wissenschaftlicher Werke gewidmet; Männer wie Lachmann, der bedeutendste Sprachforscher jener Zeit, Wilhelm von Humboldt, der berühmte Naturforscher, ferner Bender, Professor der klass. Philologie, Alexander von Humboldt, ferner die Philologen Bekker, Boekh und Andere standen in geschäftlichen Beziehungen mit Reimer und erhöhten den Glanz und den Ruhm seines Hauses durch ihre Werke. So verstand es der Mann mit dem bescheidenen Wesen, seine Handlung zu solcher Ausdehnung zu bringen, dass sie zu den angesehensten Firmen Deutschlands gezählt wurde. Seine umfangreichen geschäftlichen Arbeiten und Aufgaben nahmen seine Thätigkeit und seine Zeit in weitgehendster Weise in Anspruch; gar oft zwangen ihn Überanstrengungen sich Erholung zu gönnen und als wahrer Naturfreund gab er sich voll und ganz dem Genusse der freien Natur auf solchen Erholungsreisen hin, die ihm neue Kraft verliehen und neues Leben und neue Lust zum Arbeiten schufen. Heiteren und munteren Sinnes, theilte er gern die Freude nüchternen

und edleren Genusses, sich selbst aber immer in den Grenzen haltend, die ein frommer Sinn und religiöser Charakter aus sich selbst heraus zur Bedingung macht. So konnte es nicht fehlen, dass er gekräftigten Sinnes, voll innerer Zufriedenheit zurückkehrte von seinen Erholungsreisen, deren Resultate dem Geschäfte alsdann zu Gute kamen. Reimer hatte einen Charakter sprühenden Humors und mit der Zeit lebte er voll und war mit ihr innig verwandt. Gern und oft nahm er Teil an den politischen Strömungen und Regungen seiner Zeit; sein Haus war öfters der Sammelpunkt gleichgesinnter Männer, deren Gefühl und Herz theilnahm an der Geschichte unseres Volkes. In allem seinen Thun aber zeigen sich seine Absichten als der lautersten Art und als guter warmer Patriot hielt er sich allen anarchistischen Bestrebungen fern. Er war ein guter Patriot und dem Vaterlande vermochte er all sein Hab und Gut zum Opfer zu bringen.

Reimer war ein feuriger, zuweilen ein sehr heftiger Charakter und die Ungestümheit seines Mutes liess nur zu oft das gewöhnliche Mass der Nüchternheit überschreiten, sodass ihm viel Verdruss, Ärger und Unannehmlichkeiten, ja selbst Verluste entstanden; aber wie jeder edle Charakter war auch er ernsten Einwendungen gegenüber mild und empfänglich, der Recht zuteil werden liess, wo es erforderlich war. Gar oft entflammte die Seele dieses Mannes vor Zorn auf, wenn er Angriffen ausgesetzt war, indes Hass und Zorn fand keine Stätte darin. Ihm angethanes Unrecht wusste er zu vergessen, wenn das Bewusstsein der Schuld auf Seite des Angreifenden zu bemerken war. Er vergalt nicht Schlechtes mit Schlechtem, wohl aber mit Gutem.

Reimers angestrenzte Thätigkeit und die Früchte seines Schaffens hatten ihn in gute Verhältnisse gebracht, mit einer gewissen Zufriedenheit blickte er auf das durch eigene Kraft erworbene Vermögen hin; Stolz darüber war ihm fern. Den Armen und Bedürftigen war er kein Fremder; er spendete gern und willig, wenn auch dieses Wohlthun mit einer gewissen Scheu vor Entdeckung geheim gehalten wurde. Sein einfaches bescheidenes Wesen suchte nicht in öffentlicher Anerkennung Ruhm und Ehre; die stille unbemerkte Wirksamkeit war ihm sympathischer und entsprach seinem Naturell in weit höherem Masse. Als Buchhändler war er gleichermassen geschätzt und geliebt; der offene ehrliche Charakter war allgemein anerkannt und auch im öffentlichen Leben genoss er wahre Anerkennung. Das Vertrauen seiner Mitbürger rief ihn zu verschiedenen Ehrenämtern der städtischen Verwaltung und als erwählter Stadtrat widmete er sein reiches Wissen und seine vielseitigen Erfahrungen dem Wohle der Stadt.

Reimer war ein Mann voller Gesundheit; er bot das Bild eines rüstigen ernstesten Mannes bis an sein Lebensende; wenig war er von Krankheiten heimgesucht und vor den Leiden des Alters hatte ihn das Schicksal, das ihn so vielfach begünstigt hatte, glücklich bewahrt. Zu früh wurde er den Seinen entrissen, die ihn innig und von Herzen liebten, zu früh auch dem Geschäfte, das in ihm den väterlichen Freund und tüchtigen Geschäftsmann verlor und seine Freunde beweinten den heimgegangenen Freund ohne Falsch und Furcht.

^{12.}

Die Thränen der Armen, die in ihm den Helfer

und Linderer des Elendes verloren, beweinten ihn in treuer Anhänglichkeit.

Am 26. April 1842 starb Reimer; der Leib zwar wurde zu Grabe getragen, seine Seele und und sein Geist aber lebten fort unter den Seinen und der Mitwelt und sein Wirken lebt fort in seinem geschaffenen Werke. Seine Söhne und seine Nachkommen haben in stiller und voller Dankbarkeit das Ansehen und den Ruhm der Firma in ungeschwächtem Masse bis zur Gegenwart zu erhalten gewusst und die Pflicht der Dankbarkeit, die sie dem Gründer schulden, wird sie anspornen, die Handlung auch in der Zukunft auf gleicher Stufe zu erhalten. Arndt, der Freiheitskämpfer und Freund Reimers, sagt in seinem ihm gewidmeten Nachrufe folgende herrliche Worte über den heimgegangenen Freund, Worte, die erhalten und widerhallen sollten in den Herzen unseres Volkes: „Sein Geist, der mit seinem Leibe zu Grabe getragen wurde, ist nicht tot; er lebt und wirkt in dem fort, was er geschaffen. Möge Gott dem Vaterlande viele solcher frommer und tapferer Geister schenken als Reimer und es wird in unvergänglichen Ehren und Segen blühen.“ —

Friedrich Arnold Brockhaus.*

Friedrich Arnold Brockhaus stammte aus Dortmund, woselbst sein Vater als Kaufmann ansässig

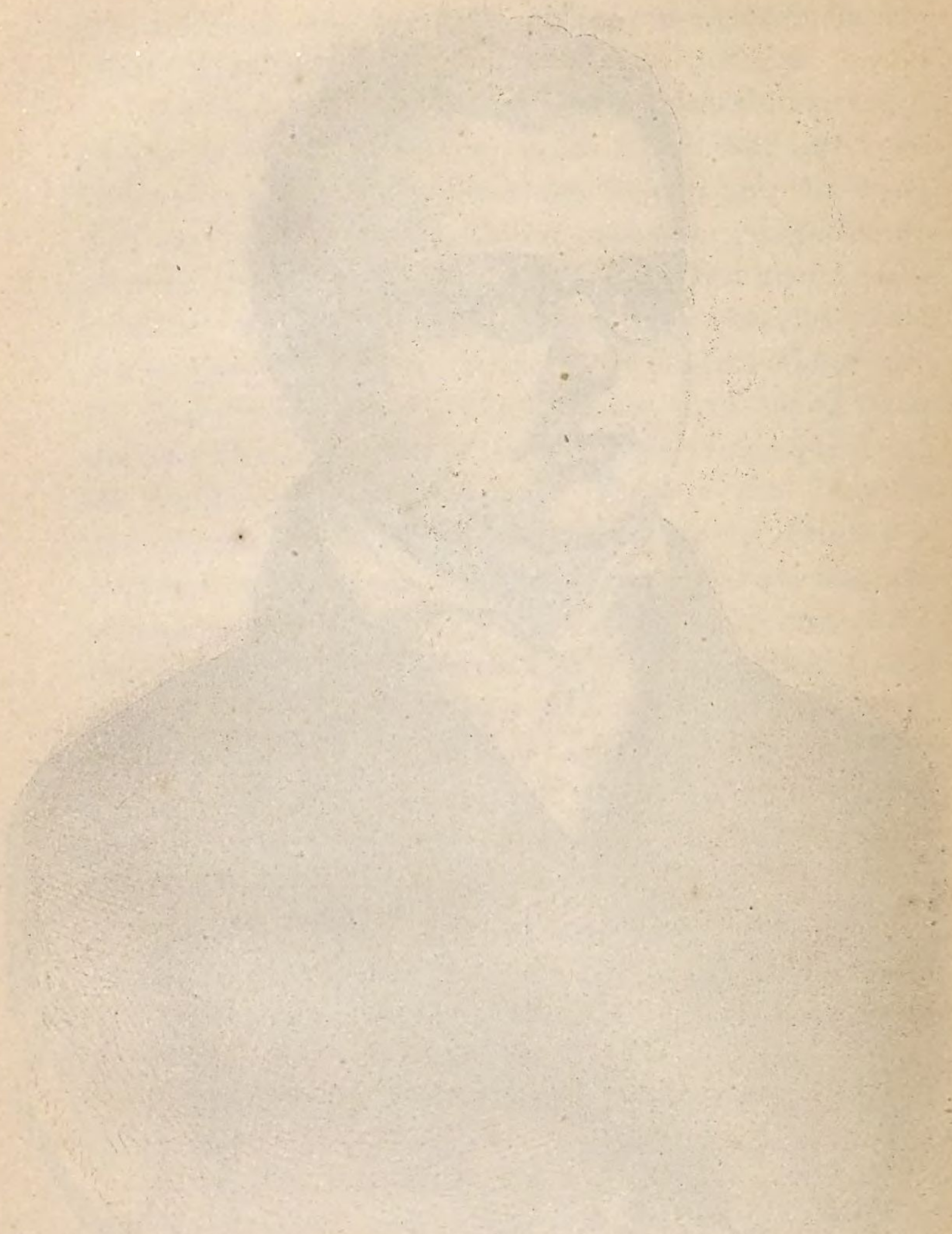
*) Denjenigen, die über das Leben dieses seltenen Mannes Ausführlicheres zu wünschen wissen, empfehlen wir die ausgezeichnete Arbeit des Dr. Ed. Brockhaus, welche in 3 Bänden ein vollständiges Lebens-



Friedrich Arnold Brockhaus.

(Nach einem in der „Gartenlaube“ enthaltenen Portrait).

(Mit Genehmigung von E. Keil's Nachfolger in Leipzig).



war und wurde am 4. Mai 1772 als zweiter Sohn geboren. Nach Besuch der dortigen Bürgerschule zum Kaufmann bestimmt, trat er, behufs seiner Ausbildung, im Jahre 1788, 16 Jahre alt beim Kaufmann Friedrich Hoffmann in Düsseldorf als Lehrling ein. Nach Beendigung seiner Lehrzeit, die ohne besondere Ereignisse für ihn vorüber ging, kehrte er ins elterliche Haus zurück, wo er noch weniger Lust zum Handel seines Vaters offenbarte, wie vorher, sondern weit mehr Neigung zur Litteratur in sich fühlte. Diese Unentschlossenheit im Leben unseres Brockhaus, der unbestimmte Zweck und das unsichere Ziel mochten ihn vorzüglich auf den Gedanken gebracht haben, den Wanderstab zu ergreifen, wozu seine Eltern auch ihre Einwilligung gaben. Sein Hauptziel war Leipzig, wo das Zentrum des Buchhandels war, wo die Messen ihren Glanz noch im vollen Umfange besaßen.

Das bunte Leben und Treiben, das Leipzig bot, der geistige Verkehr, der daselbst waltete, stärkte seine Meinung hinsichtlich der Litteratur und mit neuem Mute und voll von neuen Hoffnungen für die Zukunft, verliess er Leipzig, um zunächst nach Dortmund zurückzugehen. Das selbständige Wesen, das Brockhaus beherrschte und sein auf sich Selbstverlassen, liessen ihn hier nicht lange in unbeschäftigtem Zustande verweilen. Er gründete bereits im Jahre 1794 mit seinem Freunde, W. Mallinckerodt, ein Geschäft, nach dessen Tode Gottfried Hiltrop als Teil-

bild von Friedr. Arnold Brockhaus darstellt und damit einen herzlichen Beweis inniger Dankbarkeit und wahrer Piät, die er als Enkel seinem Grossvater schuldet, geliefert hat. — Auch der gegenwärtigen Skizze wurde dieses vorzügliche Buch zu Grunde gelegt.

haber in das Geschäft eintrat. Aus der Verbindung mit diesem Manne entwickelte sich für Brockhaus ein sorgenvolles Leben und sie führte zu einem Prozesse, der sich nahe durch 25 Jahre hindurch hinzog und ihm vielen Verdruss und Ärger neben materiellen Verlusten einbrachte. Brockhaus bot in dieser Angelegenheit wiederholt die Hand zur Versöhnung, die aber Hiltrop hartnäckig von sich gewiesen hatte und der Prozess endigte mit der Verurteilung Friedrich Arnold Brockhaus durch das Berliner Geheime Obertribunal. Das über ihn verhängte Urteil wurde zum Glücke Brockhaus nicht ausgeführt, politische Unruhen und Zustände liessen die Sache in Vergessenheit gerathen und bewahrten ihn hierdurch vor gänzlicher Vernichtung seiner Existenz. Der mit Hiltrop geführte Streit, sowie die sich daraus ergebenden Unzuträglichkeiten veranlassten Brockhaus, Dortmund zu verlassen und sein Geschäft nach Amsterdam zu verlegen. Mit diesem seinem Geschäfte verband er am 1. Oktober 1808 eine Buchhandlung, die er unter der Firma Rohloff & Co. eröffnete und deren alleiniger Inhaber er war. Hier in Amsterdam, einem solch bedeutenden Handelsplatze, und der in vielen Beziehungen so wichtig und in seinen Beziehungen ihm so förderlich war, entfaltete Brockhaus eine staunenswerte Thätigkeit, eine Thätigkeit, wie sie während seines ganzen Lebens bemerkbar war und bis an sein Lebensende ihm eigen blieb. Neben seinem kaufmännischen Geschäfte betrieb er Musik- und Kunsthandel und Sortiment und auch dem Verlage blieb er nicht fern. Kurz nach seiner Übersiedelung gründete er den Mangel empfindend, 3 Zeitungen, nämlich: de Ster (eine holländische politisch-litterarische Zeitung);

Cramer's Individualitäten (deutsche zeitgeschichtliche Monatsschrift) und Le Conservateur (eine französische belletristische Vierteljahrsschrift). Bei diesen Unternehmungen, die an sich schon die volle Thätigkeit eines Mannes in Anspruch nahmen, unterstützte ihn besonders sein treuer und ihm aufrichtig ergebener Freund Cramer, ein tüchtig gebildeter und litterarisch sehr befähigter Mann. Derselbe übte einen nicht geringen Einfluss auf Brockhaus aus und die litterarische Verbindung mit ihm gestaltete sich für sein Geschäft zu einer sehr erspriesslichen. Neben diesen Zeitungen entfaltete er noch eine rege Verlegerthätigkeit und publicirte Unternehmungen, die über seine Mittel weit hinaus schossen und ihn gar bald und oft in harte Geldverlegenheiten brachten, was umsomehr möglich war, da er, in Amsterdam fast völlig fremd, noch nicht den ihm wünschenswerten Kredit genoss. Unter solchen Umständen ging es zuweilen recht knapp bei ihm her und manche Klage wird seinem Herzen entquollen sein. In solchen Zeiten des Geldmangels war es ganz besonders sein Bruder in Dortmund, der ihn in schwierigen Lagen durch grössere Kapitalien unterstützte und ihm dadurch neuen Mut und neue Schaffenslust verlieh. In welch kritischen Lagen er sich zu jener Zeit oftmals befunden haben mag geht aus den an seinen Bruder gerichteten Briefen hervor, in denen er sich bitter und in tieftraurigem Tone über das Mistrauen beklagt, das man jungen, aber ehrlichen Anfängern, entgegen bringt. Der Mut und die Energie verliessen ihn jedoch nicht; auch in schwierigen Lagen wusste er sich aufrecht zu erhalten und harten Anfeindungen zu trotzen, zuweilen mit Erfolg, vielfach aber auch zu seinem Nachteil. Dennoch verliess das Glück

ihn nicht; einige Unternehmungen, die ihm glückten, befestigten seine Stellung auch in materieller Hinsicht und flossten ihm Mut zu neuen, grösseren Unternehmungen ein.

Leipzig, zu jener Zeit schon berühmt, insbesondere durch seine Messen und den Buchhandel, ging ihm nicht aus dem Sinn; der bei seinem ersten, wenn auch nur flüchtigem Aufenthalte gewonnene Eindruck war zu mächtig, als dass in ihm nicht der Wunsch reger werden sollte, jetzt in seiner neuen Eigenschaft als Verleger sich auch selbst Kenntniss und Einsicht zu verschaffen von dem Wesen und Getriebe des Buchhandels; die Absicht, Leipzig nochmals zu besuchen, wurde somit bei ihm zum festen Entschluss. Diesen Entschluss führte er dann auch 1808 aus, in welchem Jahre wir ihn wiederum in Leipzig sehen, dem Orte, den er als Sitz des Buchhandels hoch verehrte, von dessen geistigem Leben er sich neue Anregungen und neue Verbindungen für sein eigenes geschäftliches Wirken versprach. Seine Mutmassungen waren auch nicht unrichtig; bot doch gerade Leipzig, vermöge seiner günstigen Lage und als Centrum von so mancherlei Bestrebungen und Richtungen, einem energischen und tüchtigen Mann einen ganz besonders günstigen Platz der Thätigkeit. Nach Amsterdam zurückgekehrt, trug er viele Gedanken über neue Unternehmungen mit sich herum, der Mangel an Kapitalien indes trat ihm vorerst hindernd entgegen, trotz der grossen Ausdehnung und des bedeutenden Umsatzes, den sein Geschäft in Amsterdam gewonnen hatte. So musste er zunächst seine gehegten Pläne unausgeführt darniederliegen lassen, ohne jedoch die Ausführung derselben ganz aufzu-

geben. Er hoffte auf bessere günstigere Zeiten, um alsdann seine Ideen um so sicherer verwirklichen zu können. Ein weiterer Umstand trauriger Art, der hemmend auf ihn und sein Geschäft einwirkte, war der Tod seiner Gattin, die er am 8. Dezember 1809 verlor, ein Wesen, das er innig geliebt, an dem er mit ganzem Herzen hing und deren Heimgang für ihn wie für seine Kinder ein unersetzlicher Verlust war. Wie traurig und aufs tiefste berührt spricht er sich seinen näheren Freunden aus über den Verlust seiner Gattin; die bittersten Töne entringen sich seinem Herzen und sie beweisen, welch' edles und weiches Herz er besass. Mehr als in einer Beziehung wirkte dieses Ereignis auf die fernere Gestaltung des Lebens Brockhaus' ein, ja es ist geradezu ein Wendepunkt seines Lebens.

Zunächst reifte in ihm ein früher gefasster Plan zur entgültigen Entscheidung, nämlich Amsterdam zu verlassen, die Stätte, wo er, wie er sagte, sein Theuerstes verlor. Wie Brockhaus alles was er beschloss und das ist als Grundzug seines Charakters bezeichnend für ihn, auch zur That werden liess, so that er es auch in diesem Falle. Sein Geschäft in Amsterdam gab er zuverlässigen Händen in Verwaltung, und nachdem er seine Verhältnisse, so weit es sich eben ermöglichen liess, geordnet hatte, verliess er Amsterdam und ziellos, doch mutvoll und mit Gottvertrauen, ging er einem neuen Leben entgegen.

Die erste Stadt, die er auf seiner Reise berührte, war Dortmund, seine Vaterstadt; vieles fand er verändert und fast fremd kam er sich daselbst vor, an der Stätte, wo er von Schicksalsschlägen hart heimgesucht worden war. Bei Verwandten und Freunden

brachte er seine Kinder, bis auf das kleinste ihm zuletzt geborene, ein kleines Mädchen, unter und so war ihm zunächst wenigstens die Sorge um diese genommen. Dennoch ging es ihm tief zu Herzen, sein kleinstes Mädchen, das er, der grossen beschwerlichen Reise wegen, in Amsterdam lassen musste, unter fremden Menschen, entfernt von ihm, zu wissen. Indes die Verhältnisse waren vorerst nicht zu ändern, er musste ertragen, was ihm das Schicksal auferlegt hatte. Der Platz, wohin er die Stätte seines ferneren Wirkens verlegen sollte, war noch nicht gewählt; er schwankte zwischen Berlin und Leipzig, auch Weimar zog er in Berücksichtigung, nach langen Erwägungen jedoch entschloss er sich für Altenburg. Veranlasst hierzu wurde er vermutlich dadurch, dass er dort weniger den Verfolgungen ausgesetzt war, die ihm auf Grund früherer Vorkommnisse gewiss zugebracht waren. Hier in Altenburg liess sich Brockhaus nieder, und dieser Ort war für ihn gleich einem Rettungshafen, nach einem unruhigen sturmbewegten Leben, und hier beginnt für ihn die Zeit einer fruchtbringenden und segensreichen Thätigkeit.

Mit Unterstützung seiner Freunde gewann er bald festen Fuss in Altenburg und das Vertrauen zu ihm stieg, nachdem man die Überzeugung gewonnen hatte, dass man es mit einem ehrlichen und tüchtigen, und auch in geistiger Hinsicht hochstehenden Manne zu thun habe. Gar rasch öffneten sich ihm Thür und Haus angesehener Familien, in welch' letzteren er, wie er selbst sagt, viel Erholung und anregende Unterhaltung fand. Das Vertrauen zu ihm wuchs ferner, nachdem man ihn auch in geselliger Hinsicht als einen noblen Charakter schätzen lernte. Gar unruhige Zeiten

zwar hatte er bei Beginn seines Altenburger Aufenthaltes durchzumachen, herbeigeführt durch sein Amsterdamer Geschäft. Das damals blühende Geschäft war, nachdem der Leiter und das eigentliche Herz fehlte, gar bald zurückgegangen; das Vertrauen zu demselben, was er sich früher mit Anstrengung erworben hatte, reduzierte sich beständig, und das Geschäft ging argen Schrittes seinem Verfall entgegen.

In Erkenntnis dessen und ferner um wenigstens so viel zu retten wie möglich war, entschloss sich Brockhaus zu einer Reise nach Amsterdam. Am 5. März 1811 verliess er Leipzig und schon am 11. gleichen Monats finden wir ihn in Amsterdam. Mit Rücksicht auf die mangelhaften Verkehrsverbindungen jener Zeit wird man die Zurücklegung einer solch grossen Strecke gewiss als eine erstaunliche Leistung bezeichnen müssen, die wiederum beweist, wie kühn und mutig und unermüdlich Brockhaus ein sich gestecktes Ziel verfolgte. Der Stand der Dinge in Amsterdam erforderte heisse Tage; seinem kühnen und energischen Einschreiten gelang es jedoch einen Verkauf abzuschliessen, der, wenn er auch nicht im Entferntesten dem Werte des Geschäfts entsprach, ihm dennoch eine hübsche Summe rettete. Brockhaus erlitt trotz alledem aber einen grossen Verlust, und man schätzt ihn gewiss mit 20 000 fl. nicht zu hoch. Nach vielen trüben Erfahrungen, Mühen und Anstrengungen und Verlusten kehrte Brockhaus im Mai 1811 nach Altenburg zurück, erwartet von seinen Freunden, die seinen Umgang und den Verkehr mit ihm vermissten. Die ihm zu Teil gewordene Aufnahme und die Teilnahme selbst von seiten seiner Freunde milderten nicht unerheblich die Härte der ihn betreffen-

nen Schicksalsschläge. Die Wiederaufnahme früherer Beziehungen brachte es denn auch mit sich, dass er von den Rückerinnerungen nicht lange und auf die Dauer beeinflusst wurde.

Bald nach seiner Rückkehr traten andere Verhältnisse und Zustände in den Vordergrund. In einem Familienkreise lernte er Luise Rosine Jeanette von Zschoch kennen; verlobte sich gar bald mit ihr und im Jahre 1812 führte er sie als Gattin heim, beseelt von dem Wunsche, seinen Kindern, die noch jung und unerzogen waren, eine zweite Mutter zu geben.

Brockhaus, welcher nunmehr festen Fuss in Altenburg gefasst hatte, war eifrig mit neuen Unternehmungen beschäftigt; die politischen Zustände legten ihm zwar vielerlei Rücksichten auf; doch wusste er sich zu helfen, insofern, als er einzelne politische Flugschriften, welche in Altenburg verboten waren, ausserhalb Altenburgs drucken und von da aus vertreiben liess. Das nahegelegene Leipzig kam hier zunächst in Betracht, Leipzig, das auf ihn bei seinem ersten Besuche einen günstigen Eindruck gemacht hatte, das bei seinem zweiten Besuche zur Michaelismesse 1808 seine Anschauungen und Erwartungen befestigte. Wir finden deshalb bis zum Jahre 1819 wiederholt als Verlagsort auf seinen Werken angegeben: Leipzig und Altenburg. Die Lage Leipzigs und seine Verhältnisse, das Zusammentreffen aller für sein Geschäft und seine Pläne erforderlichen Bedürfnisse liessen Brockhaus immer mehr und mehr erkennen, dass Altenburg nicht der Ort seines dauernden Aufenthaltes sein könne; sein aufstrebender Sinn, sein für das Grosse angelegter Charakter wünschte sich in grössere Verhältnisse hinein. Wohl mochte es

ihm schwer werden, sich mit dem Gedanken einer nochmaligen Veränderung zu befreunden, Altenburg zu verlassen, wo er sich in vieler Hinsicht so wohl fühlte, wo ihn ein treuer Freundeskreis umgab, wo er sich ferner der besonderen Gunst des Hofrats Dr. Pierer erfreute, eines hoch angesehenen Mannes Altenburgs. Seine Freunde waren eifrig bemüht, ihm von seinen Absichten abzubringen, den entschlossenen Charakter mochte indes nichts umzustimmen von dem, was in ihm schlummernd als Entschluss keimte.

Von 1819 an findet sich auf seinen Verlagswerken Leipzig ausschliesslich als Verlagsort verzeichnet und von da an datiert gleichzeitig wohl auch die Verlegung seines Geschäfts dahin, die naturgemäss nur allmählig sich vollziehen konnte. Der Anfang war damit aber jedenfalls gemacht.

Ehe wir nun auf die Leipziger Thätigkeit Brockhaus' eingehen, wollen wir eines seiner Unternehmen in Altenburg erwähnen, das in seiner Art gewiss einzig als Publikation dasteht; es sind die im Oktober 1813, kurz vor der Völkerschlacht bei Leipzig von ihm begonnenen Deutschen Blätter, welche in Altenburg gedruckt, in Leipzig zur Ausgabe gelangten. Diese Deutschen Blätter, von der k. k. Regierung autorisiert, enthielten die Kriegsberichte der grossen Jahre und fanden, da ihr Inhalt, weil von der Regierung selbst herrührend, ein offizieller war, riesigen Absatz. Diese Berichte erschienen in unbestimmten Intervallen, nach Massgabe des vorhandenen Materials, und ihr Inhalt brachte es in jener bewegten Zeit mit sich, dass jede neue Nummer mit grosser Ungeduld und Spannung erwartet wurde. Für Brockhaus er-

wuchsen aus diesem Unternehmen ganz erhebliche Vorteile; neben dem materiellen Gewinne eröffnete sich für sein Geschäft eine neue Perspektive: neue Verbindungen gingen daraus hervor, denn die Stellung als Zeitungsverleger brachte ihn mit vielen hochgestellten Männern in Berührung, aus denen wiederum neue Verlagsanträge entstanden und eine Ausdehnung seines Geschäfts mit sich führten.

Wie bereits angeführt, hatte Brockhaus mit Scharfsinn erkannt, dass Altenburg für ihn nicht der Ort weiterer und dauernder Thätigkeit sein könnte, sondern dass Leipzig der für ihn allein geeignete Ort sein könne, wo die Universität leuchtete, der Handel blühte und wo er selbst ein weiteres Feld für seine Unternehmungen zu finden hoffte. Vom Jahre 1817 an war er daher dauernd in Leipzig aufhältlich. Die Übersiedlung des Geschäftes selbst erfolgte vom Jahre 1819 an, mit welcher Zeit eine neue Epoche seines Schaffens, wie seines Lebens überhaupt beginnt, da er hier dauernden Fuss fassen sollte und den Grund zu seinem grossen Geschäfte legte. Sein Geschäft, das sich ursprünglich in einem ermietheten Lokale in Reichel's Garten befand, gewann durch energische und angestrengteste Thätigkeit gar bald einen mächtigen Aufschwung, sodass die von ihm innehabten Räumlichkeiten in kurzer Zeit sich als ungenügende herausstellten und er gar bald Sorge dafür tragen musste, für sein Geschäft entsprechende Lokalitäten ausfindig zu machen. In welcher Weise er diesem Mangel abhalf, werden wir später noch sehen.

Mit seiner Übersiedelung nach Leipzig erhielt auch seine geschäftliche Thätigkeit eine nicht unbeträchtliche Ausdehnung und in der That erregte

seine Kunst, arbeiten zu können, ein gerechtes Staunen. Eine grosse Anzahl von Publikationen ging aus seinem Verlag hervor, unter denen allen das Konversationslexikon den weitaus höchsten Rang einnimmt und in welchem Brockhaus selbst seine eigentliche Lebensaufgabe erblickte. Die Idee dieses Unternehmens ist nicht von Brockhaus ausgegangen, denn die erste Auflage desselben erschien bereits im Jahre 1796, immerhin aber ist er als der eigentliche Begründer anzusehen. Die erste Auflage, die nicht einmal komplet vorlag, war ein sehr unfertiges und ungenügendes Werk; Brockhaus, welcher mit Scharfsinn die Bedeutung eines solchen Werkes erkannte, erwarb die vorhandenen Vorräte und sein eifrigstes Streben und die angestrengteste Thätigkeit widmete er nunmehr diesem Unternehmen, das hinfort für ihn sowohl, als auch für seine Nachfolger im Geschäfte den Grundstein und die Hauptthätigkeit des gesamten Geschäfts werden sollte.

Brockhaus verkannte nicht die Schwierigkeiten der Herausgabe eines solchen Werkes, das viele Geldmittel und heisse Anstrengungen erforderte, die nur zu oft über sein Vermögen hinausgingen. Aber mit eiserner Energie überwand er alle Schwierigkeiten und den Segen seiner Thätigkeit konnte er schon zu Lebzeiten geniessen, ob wohl ihm vom Schicksal kein langes Leben beschieden wurde. Brockhaus erlag den Anstrengungen, denen er sich im Leben geopfert hatte, trotz seiner guten und kräftigen Natur; am 20. August 1823 wurde er den Seinen unerwartet entrissen.

Brockhaus' Thätigkeit als Verleger war keine einseitige; vielmehr umfasste sie nahezu sämtliche Ge-

biete des Wissens. Dennoch aber lässt sich in seinem Schaffen ein gewisses systematisches Wirken erkennen, insofern als er zwei Disziplinen besonders pflegte, nämlich die sprachwissenschaftliche und politische Richtung. Für beides ist eine gewisse Erklärung vorhanden. Einmal war Brockhaus selbst Kenner mehrerer Sprachen und hierdurch selbst zu einem Urteile befähigt und wusste somit etwaige Vorteile selbst zu verstehen. Zum Anderen trieb ihn sein eigener Sinn und seine Charakteranlage, die selbst lebhaften Anteilnahmen an der politischen Gestaltung und Entwicklung des Deutschen Reiches.

Die umfangreichen und zahlreichen Unternehmungen dehnten natürlicher Weise auch sein Geschäft in rapider Weise aus; die bisher innegehabten Räumlichkeiten erwiesen sich, wie bereits oben bemerkt, als unzureichend und machten die Erwerbung eines grösseren Grundstückes nunmehr unbedingt notwendig. Das Interesse des Geschäfts an sich erheischte schon eine Vereinigung sämtlicher Zweige, denn zu der Buchhandlung war inzwischen eine Buchdruckerei hinzugekommen. Auch für die mit der Zeit mächtig angeschwollenen Vorräte, insbesondere durch die neuen Auflagen des Lexikons, machten die Unterbringung derselben in grössere und sicherere Räumlichkeiten zur Bedingung. In richtiger Erkenntnis dessen entschloss er sich also zur Erwerbung eines Grundstückes und unterzog er sich auch der gewiss nicht geringen Aufgabe, zur Ausführung der daran sich anschliessenden Bauten.

Die Wahl des Terrains erfolgte rasch und entschlossen. Ein in der Querstrasse gelegenes grosses Grundstück erwarb er, liess darauf entsprechende

Bauten ausführen und verlegte dahin im Jahre 1821 die verschiedenen Zweige seines umfangreichen Geschäfts. Das von ihm erworbene Grundstück umfasst noch jetzt das grossartige Geschäft, wenn auch in wesentlich veränderter Form.

Brockhaus war ein tüchtiger Arbeiter und von unermüdlicher und ausdauernder Natur trotz des corpulenten Körpers. — So erzählt uns ein jetzt noch lebender Augenzeuge, dass er im Sommer bei grosser Hitze, und wenn diese ihm besonders lästig war, im Geschäft in Hemdsärmeln arbeitete, Besuche empfing, Aufträge erteilte und dabei, was eigenthümlich an ihm war, seinen Federhalter im Munde herumspielen liess —. Allein die umfassende Thätigkeit, die naturgemäss sein weitverzweigtes Geschäft mit sich brachte, und die die Kräfte eines Menschen bei weitem überschritt musste auch die Gesundheit Brockhaus' erschüttern und untergraben, deren raschen Fortschritt durch mancherlei bittere Kämpfe, die er von den verschiedensten Seiten erlitt, unterstützt wurde. Insbesondere hatte er heftige Konflikte zu bestehen mit der preussischen und sächsischen Regierung, die zum grossen Teil auf die damals bestehenden Einschränkungen der Pressfreiheit zurückzuführen sind. Brockhaus entzog sich diesen Anfeindungen und Verfolgungen nie in Angst und Mutlosigkeit; entschlossen nahm er jede Herausforderung an und kämpfte solange, bis er entweder gesiegt hatte, oder besiegt worden war. Auch schwere Streitigkeiten mit Autoren blieben ihm nicht erspart; wol ein guter Teil davon ist von ihm selbst verschuldet worden, sein heftiger, hitziger Charakter verleitete ihn oft zu unüberlegten Schritten, die er später bereuen musste, indes die übermässigen

Anstrengungen, die er auf sich geladen, lassen die geistige Nervosität nur allzu sehr natürlich erscheinen. Denn neben seinen geschäftlichen Aufgaben war er auch eifrig bestrebt, für das Wohl und Wehe seines Berufs und seiner Berufsgenossen zu wirken; insbesondere aber trat er für Besserung der Rechte zum Schutze der literarischen Rechte ein und seine hierauf bezüglichen umfangreichen Petitionen und Bemühungen beweisen zur Genüge das lebhafteste Interesse, dass er für Berufsangelegenheiten hegte. Dies alles aber trug dazu bei, seine Gesundheit in rapider Weise zu schwächen, und auch dieser sonst so rüstige Mann, dem keine Aufgabe zu gross, keine Anstrengung zu schwer war, unterlag diesen.

Schon im Herbst 1822 fing er an zu kränkeln und bitter klagte er, dass er nicht mehr so könne, wie er wolle, und dass er sich in das fügen müsse, was die Natur ihm auferlege. Dennoch aber zwang sich Brockhaus oft zur Arbeit, der Krankheit zum Trotz, allein die Spuren fortwährender Überanstrengungen waren zu mächtig in ihm, aus dem zuerst abwechselnden Unwohlsein entwickelte sich eine dauernde Krankheit. Mangel an Appetit, unruhiger Schlaf und Abspannung waren, wie er selbst es sagte, die Vorboten seines Todes, dem er mutig entgegenblickte, und der nach langem Todeskampfe, von früh bis kurz vor Mitternacht, am 20. August 1823 erfolgte.

Allgemein war die Trauer, als die Todesnachricht sich verbreitete, man wusste und erkannte, dass ein grosser, genialer Mann geschieden war, ein Mensch, der von Freund und Feind geschätzt war als Gelehrter und kräftiger und mächtiger Förderer der deut-

schen Literatur, wie alles Schönen überhaupt. Die gesamte Stadt nahm Anteil an dem Verluste, der die Familie betroffen, von unzähligen Freunden trafen Beileidsschreiben ein, die alle mit einer gewissen Hochachtung und Anerkennung ihrer Trauer Ausdruck verliehen und die Thätigkeit und Leistungen dieses seltenen Mannes bewundernd anerkannten.

Als Mensch war Brockhaus von seltener Lebenswürdigkeit; empfänglich für alles Gute und Schöne, sah er einem Jedem mit Vertrauen entgegen und glaubte er von jedem anderen auch das Gleiche erwarten zu können. Vollständig Optimist, beurteilte er die Menschen nur nach sich, gewiss nur zu oft dabei zu seinem eigenem Nachteil. Hitzig und aufbrausend, wenn man ihm mutig entgegen trat, verschloss er sich dennoch einem ruhigen Widerspruche nicht. Aber bei aller Heftigkeit, die ihm innewohnte und die ihn zuweilen zu unüberlegtem Handeln hinriss, war er dennoch ein Mann, dem ein ehrliches Herz für seine Angehörigen und die ihm Unterstellten innewohnte, und gern bot er Unterstützungen, wo derartige Anforderungen an ihn gestellt wurden. Ein offener, ehrlicher und gutmütiger Mann, war er geistvoll und launig in seinem geselligen Verkehr, was ihn zu einem gern gesehenen Gaste machte, wo er einmal verkehrte.

Treue Freunde hatte er wenige; aber diesen wenigen war er alles, diesen erschloss er sein Innerstes voll und ganz. Mit inniger Liebe hing er an seinen Kindern, in denen er seinen Stolz erblickte und mit denen er sich freute. Sein Leben, das sonst ruhig und einförmig verlief und nur der angestrengtesten Arbeit gewidmet war, sodass er oftmals ganze Nächte

hindurch sich nur wenige Erholungsstunden gönnte, entbehrte jenes Glückes, das den grössten Bestandteil eines Lebens ausfüllt, nämlich des häuslichen Glückes.

Mit dem Tode seiner ersten, von ihm innig geliebten und verehrten Frau war die innere häusliche Ruhe und der Frieden geschwunden; seine zweite Frau gewährte ihm nicht das gesuchte Glück und Trennung war die Folge. Umsomehr aber konzentrierte sich seine Liebe auf seine Kinder, die ihm Ersatz für's Leben boten und denen er die Liebe bis über's Grab hinaus noch bewies, denn noch bei Lebzeiten, kurz vor seinem Tode, ordnete er die geschäftlichen Verhältnisse so, dass für die nächsten 6 Jahre nach seinem Tode das Geschäft für Rechnung seiner Erben weitergeführt werden sollte ohne jegliche Teilung. Diese weise Erkenntnis und Anordnung erhielt das Geschäft in seinem vollen Umfange, und auf dem Grunde, den der Vater gelegt, bauten es seine Kinder weiter und setzten es seine Enkel fort. Und deren Nachkommen werden in dankbarer Erinnerung und mit piätvoller Ehrfurcht gegen den Gründer ihres Hauses, das so mächtig einzuwirken vermochte in die Verhältnisse seiner Zeit, welches so mächtig eingewirkt hat seither und noch mitwirkt an der Veredelung unseres Volkes durch Publikation guter Bücher, auch ferner auf der gleichen Höhe zu erhalten ihr bestes einsetzen. Möge das Haus, das einen Weltruf bis in die fernsten Zonen geniesst, auch ferner blühen und als stolzes Andenken an seinen genialen Begründer bestehen bleiben in alle Zukunft!

Benedictus Gotthelf Teubner.

Die Firma B. G. Teubner, in den weit ausgedehnten Geschäftslokalen, unmittelbar am Augustusplatze in Leipzig, genießt ein hohes Ansehen und einen Weltruf, den sie sich im Laufe der Jahrzehnte mit zäher Ausdauer zu erringen wusste. Nicht immer war das so, aus kleinen Anfängen entwickelte sich das Geschäftshaus und wie alle Anfänger hatte auch der Gründer der Firma B. G. Teubner mit jenen Schwierigkeiten zu kämpfen, die sich unabänderlich einstellen.

Der Gründer der Firma war Benedictus Gotthelf Teubner, welcher am 16. Juni 1784 zu Grosskraussnigk in der Niederlausitz geboren wurde und welcher seine Jugendjahre zumeist in Gossmar verlebte, wohin sein Vater als Pfarrer versetzt worden war. Von diesem genoss er auch den Schulunterricht, der indes nur ein äusserst dürftiger war, denn die sehr starke Familie, deren sich Teubner's Vater erfreute, nahm seine Thätigkeit in hohem Maasse in Anspruch und konnte er nicht jedem Einzelnen seiner Kinder diejenige Sorgfalt widmen, die ihm selbst wohl erwünscht und notwendig erschien. Bis zum 14. Jahre war unser B. G. Teubner im elterlichen Hause aufhältlich, bis er am 16. Juni 1784 als Lehrling in die Offizin des Hofbuchdruckers Meinhold in Dresden eintrat. Nach Ablauf seiner Lehrzeit, im Jahre 1803, arbeitete er eine Zeitlang als Schriftsetzer in der Jacobaeer'schen Offizin in Leipzig und darnach auf der Wanderschaft begriffen, einige Zeit in Pressburg. Schon in dem Jahre 1806 kehrte Teubner nach Leipzig

zurück, übernahm daselbst trotz seines jugendlichen Alters die Leitung der dortigen Weinedel'schen Buchdruckerei, die er nach dem Tode Weinedels, seines Schwagers, von 1808—11 für Rechnung der Erben fortführte und alsdann käuflich an sich brachte. Von diesem Zeitpunkte an datirt die Gründung des Geschäfts, das von Teubner am 21. Februar 1811 unter seinem Namen eröffnet wurde.

Teubners Anfang seiner selbständigen Thätigkeit war kein leichter; ohne eigene pekuniäre Mittel, ohne viel Bekanntschaften, hatte er mit allen jenen Schwierigkeiten zu kämpfen, die sich unter solchen Umständen einstellen. Dennoch aber wusste Teubner durch angestrengteste Thätigkeit, Umsicht und Geschicklichkeit die Grundlage seines Geschäfts zu befestigen und durch beharrliche Strebsamkeit, seiner Druckerei einen nicht unerheblichen Aufschwung zu geben. Seine rastlosen Bemühungen, die ihm übertragenen Druckaufträge mit Akkurateesse und Eleganz auszuführen, vergrösserten das Vertrauen zu ihm und gewannen ihm das Wohlwollen einiger grösserer Verlagsbuchhandlungen, die ihm durch erhebliche und beständige Aufträge wesentlich unterstützten. Insbesondere erfreute er sich der Gunst des reichen und damals hochangesehenen Verlagsbuchhändlers Herrn Heinrich Wilhelm Hahn in Hannover, wie auch das dessen Nachfolgers, Herrn Oberkommerzienrat, Ritter pp. Hahn, die die Bestrebungen und eifrige Thätigkeit des jungen Anfängers freudig anerkannten und ihn in liberalster Weise in seinem Aufkommen förderten. Diesen beiden Herren besonders hat Teubner, im Verein mit seinen eigenen rastlosen Anstrengungen, nicht zum geringen Teil den aus kleinen Anfängen

sich unaufhörlich entwickelnde Bedeutung seines Geschäftes zu danken. Die grossen Kriegsjahre, die damals durch Napoleon I heraufbeschworen worden waren, blieben nicht ohne Einfluss auf Teubner's Thätigkeit. Ein natürlicher Stillstand trat ein, mancherlei Hemmnisse hatte er zu überwinden, doch verstand es Teubner, die schwere Zeit ohne besondere Verluste glücklich zu umschiffen und nach Beendigung der Kriegsjahre trat eine grössere Regsamkeit ein. Das Vertrauen in Teubner erhöhte sich, die Druckaufträge vermehrten sich und unaufhörlich dehnte sich das Teubner'sche Geschäft weiter aus, wodurch auch seine materielle Lage und Stellung sich wesentlich verbesserte. Schon nach einer 10jährigen Thätigkeit war er so gestellt, das am Augustusplatze gelegene Grundstück, das jetzt die sämtlichen Geschäftszweige umfasst, erwerben und sich selbst ein seinen Zwecken mehr entsprechendes Haus bauen lassen zu können. 1821 verlegte er seine Druckerei, welche bei ihrer Gründung nur aus 2 hölzernen Pressen bestand, nunmehr aber 11 hölzerne Handpressen umfasste, nach diesem seinen neuen und eigenen Grundstück.

Teubner's Charakter war nicht zum Stillstand geneigt, mit Scharfsinn benutzte er jede Gelegenheit, die seinem Fortkommen förderlich erschien, und diesem Umstande ist es hauptsächlich wohl auch zuzuschreiben, dass er bereits im Jahre 1818 eine zweite Druckerei, unter dem Namen: Zweite Teubner'sche Druckerei gründete, deren Inhaber aber nicht Teubner, sondern der Verleger F. A. Brockhaus, einer seiner Freunde, war. Dieses zweite Geschäft wurde 1821 von Friedrich Brockhaus, einem Sohne von

Friedrich Arnold Brockhaus, übernommen, der als gelernter Schriftsetzer somit die Berechtigung zum selbständigen Gewerbe hatte, die Buchdruckerei unter seinem Namen weiterführte, dieselbe aber nach dem Tode seines Vaters, mit dem Verlagsgeschäft, dessen Mitinhaber er gleichfalls wurde, verschmolz.

Im Jahre 1821 erfolgte die Verlegung der sämtlichen Geschäftszweige nach dem neuen Lokal, wie wir gesehen haben, und unaufhörlich, wie bisher, nahm auch im neuen Hause das Geschäft einen grösseren Umfang. Teubner lebte ganz fürs Geschäft, und keine Anstrengung war ihm zu schwer; oft war er selbst bis spät in die Nacht hinein am Setzkasten thätig, wenn eilige Aufträge erledigt werden sollten.

Die Pünktlichkeit und die gute exakte Ausführung, die allen ihm zugehenden Aufträgen gewidmet wurde, vermehrten das Vertrauen zu ihm, und erhöhte Aufträge waren die Folge hiervon. Die vorhandenen typographischen Hilfsmittel erwiesen sich bald als ungenügende, und zwangen bald zu Vermehrung derselben, wie auch der Lokalitäten. Die Erwerbung der letzteren machte ihm viele Sorge, dennoch wusste es Teubner derart zu beschleunigen, dass bereits im Jahre 1839 die neuen Räumlichkeiten benutzt werden, und sämtliche Geschäftszweige darin untergebracht werden konnten.

Die Druckerei, welche, wie wir gesehen haben, im Jahre 1821 11 hölzerne Handpressen umfasste, bestand im Jahre 1839 bereits aus 2 Schnellpressen; Teubner konnte sonach mit einer gewissen Genugthuung auf den Erfolg seiner Thätigkeit blicken.

Teubner, von Beruf Buchdrucker, widmete natürlich in den ersten Jahren seine Hauptthätigkeit dem von ihm erlernten Gewerbe. Indes auch bei ihm machte sich die Überzeugung geltend, dass der Verlag ein wichtiges Glied seines Geschäfts bilde, und in Erkenntnis dessen widmete er ihm ein erhöhtes Interesse.

Wir können somit das Jahr 1831 als dasjenige annehmen, mit welchem seine eigentliche Verlags-thätigkeit begann.

Das Druckergeschäft, das im neuen Geschäftshause stetig an Umfang zugenommen hatte, erfuhr dies noch in höherem Masse durch Teubner's Thätigkeit als Verleger, insbesondere durch den Druck der Leipziger Zeitung (seit 1830), und durch den Druck des Börsenblattes f. d. deutschen Buchhandel. Die Anschaffung der neuen typographischen Hilfsmittel, die die weitere Ansdehnung bedingte, liess bald die vorhandenen Räume als unzureichend erkennen, und abermals mussten dieselben durch neue Bauten vermehrt werden. Im Jahre 1839 wurden auch diese Lokalitäten fertiggestellt und nahmen sämtliche Geschäftszweige in sich auf, die ausser der Druckerei und ausser dem Verlage noch folgende Nebenzweige umfasste: Gravir-Anstalt, Schriftgiesserei, Stereotypie und Xylographische Anstalt.

Bedenken wir nun, dass Teubner mit ganz geringen Mitteln seine Thätigkeit begann, in einer schweren Zeit seine Selbständigkeit begründete, so werden wir dem Manne, der aus so Wenigem so Vieles schuf, unsere Anerkennung nicht versagen können; wir müssen vielmehr die Thätigkeit und Kühnheit Teubner's bewundern.

Ein weiterer Neubau, den Teubner im Jahre 1852 auf seinem Grundstücke ausführte, schloss die räumliche Ausdehnung ab; bequemes Unterkommen fanden sämtliche Geschäftszweige und genügende Räumlichkeiten waren noch geschaffen und bestimmt, zur Aufnahme etwaiger weiterer Vergrößerungen. Teubner's Thätigkeit und nimmer rastender Geist beschränkten sich nicht nur auf sein Leipziger Geschäft. Bereits im Jahre 1832 hatte er in Dresden eine Buchdruckerei errichtet, welche hauptsächlich mit dem Druck der Landtagsverhandlungen, des Dresdner Gesangbuchs und des offiziellen Dresdner Journals, sowie anderen Arbeiten der Königl. Behörden, welche Teubner durch das in ihn gesetzte Vertrauen überwiesen worden waren, beschäftigt war. Hierdurch unterstützt, wuchs auch das Dresdner Geschäft und nahm an Ausdehnung zu und gegenwärtig füllt die Druckerei ein mehrstöckiges Haus.

Wir haben uns bisher hauptsächlich mit Teubner als Buchdrucker beschäftigt, und nunmehr wollen wir ihn auch als Verleger ins Auge fassen. Die Ausdehnung des Verlages beruhte anfänglich in der Hauptsache auf der Entwicklung der Druckerei und hielt mit dieser gleichsam Schritt. Später, als Teubner's Verhältnisse und seine pekuniäre Lage sich besserten, wurde auch seine Thätigkeit als Verleger eine unabhängigere und freiere. Sein erstes grösseres Unternehmen war eine Sammlung griechischer und lateinischer Klassiker, welche vom Jahre 1824 zu erscheinen begann, vielen Beifall gewann und grosse Verbreitung fand.

Dieses Unternehmen ist insofern charakteristisch, als damit schon im Anfange seiner Thätigkeit eine be-

stimmte Richtung vorgeschrieben wurde, die sich denn in Zukunft hauptsächlich auch in dem Verlage philologischer Werke ausprägte. Ferner erschienen vom Jahre 1826 an, auf H. Passow's Veranlassung, eines damals angesehenen Philologen, die Jahrbücher für Philologie und Pädagogik, ein Journal, das noch heute besteht und berechtigtes Ansehen genießt.

Diese beiden, wie noch verschiedene andere Unternehmen, nahmen Teubner neben seiner Druckerei derart in Anspruch, dass er sich zunächst hierauf beschränken musste, und an weitere und grössere Unternehmungen nicht denken konnte. Eine von ihm am 1. Januar 1831 eingegangene Association mit F. Claudius, die hauptsächlich wohl infolge der zu vielen auf ihm lastenden Arbeit erfolgte, löste sich bereits mit Schluss des gleichen Jahres wieder auf, ohne dass irgend welcher Einfluss auf die Entwicklung des Geschäfts bemerkbar geworden sei. Erst mit dem Jahre 1832 trat eine neue Periode für Teubner und sein Geschäft ein. In diesem Jahre nämlich erhielt er eine treue nachhaltige Hülfe für seine sämtlichen Geschäftszweige in Eduard Koch, seinem Schwager und nachherigem Schwiegersohne, welcher vom 1. April 1842 als öffentlicher Teilhaber in die Firma B. G. Teubner eintrat. Eine neue schwungvollere Periode begann für das Teubner'sche Geschäft und unter dem Einflusse Koch's hauptsächlich, wurde die Richtung der populären Heft-Literatur verfolgt. Eine grosse Anzahl zum Teil bedeutender Werke auf belletristischem Gebiete, erschienen zu jener Zeit im Teubner'schen Verlage. Diese Richtung sollte indes für die Dauer nicht massgebend sein; die ursprünglich von ihm eingeschlagene wissenschaftliche Richtung gelangte wieder zur Gel-

tung und den Reigen derselben eröffnete die im Jahre 1849 begonnene Bibliotheca scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana.

Diese Sammlung von Textausgaben der griech. und lateinischen Klassiker eröffnet eine neue Epoche des Verlagsgeschäfts. Mit ihnen beginnt jene Zeit, von wo an das Geschäft die philologische Richtung hauptsächlich pflegte, der es seither unwandelbar treu geblieben ist. Ca. 400 Bände umfasst sie gegenwärtig, überall hin brach sie sich Bahn und wo immer humanistische Studien getrieben werden, wird Teubner's Bibliotheca in erster Reihe erforderlich sein. In der Schule fand sie Einführung; wer von unseren Lesern konnte nicht die Bände mit den gelben Umschlägen, die ihnen so manche schwere Stunde verursacht haben? Diese Sammlung, welche Teubner's Namen rasch verbreitete und ihn in vielfacher Beziehung mit Männern der Wissenschaft in Verbindung brachte, zog zahlreiche Verlagsunternehmen nach sich, und so entstand eine Reihe von Werken vornehmlich auf dem Gebiete der klassischen Philologie und Alterthumswissenschaft, sowie auch der Theologie, Mathematik, Geschichte und Pädagogik.

Nicht wie bei vielen Männern, die von Anfang an wacker gearbeitet, in späteren Lebensjahren aber die Lust zur Arbeit und die Energie verloren, war es bei Teubner. Vielmehr schien bei ihm der Unternehmungsgeist mit seinen Jahren zuzunehmen, und mit diesen gleichen Schritt zu halten. War er früher aus naheliegenden Gründen vorsichtig bei Übernahme von Verlagswerken, so ging er jetzt bereitwillig, selbst auf grosse und schwierige Unternehmungen ein, auch

dann, wenn er zum Voraus davon überzeugt war, dass der Verlag ihm für die zu bringenden bedeutenden Opfer keine Entschädigung zu bieten vermochte, oder wenn er diese erst in ferner Zeit empfing.

Die Anzahl der Verlagswerke giebt ja immer den besten Massstab für die Bedeutung und Ausdehnung eines Verlagsgeschäfts; nach ihnen beurteilt man die Produktivität des Verlegers, und auch Teubner's Thätigkeit müssen wir darnach messen.

Denn während der Teubner'sche Verlagskatalog von 1824—47, also innerhalb eines Zeitraumes von 24 Jahren, ca. 200 Titel aufweist, sind in den darauffolgenden Jahren von 1848—60, also in der Hälfte jener Zeit, ca. 500 neue Werke im Teubner'schen Verlage erschienen; eine Thatsache, die mehr als alles Übrige die bedeutende Thätigkeit Teubner's charakterisiert.

Und fast sämtliche Artikel können Anspruch auf Berechtigung ihres Erscheinens machen, sie alle fast sind von einer gewissen Bedeutung für die Wissenschaft gewesen und haben lebhaften Anteil an der Bildung des Volkes genommen. Autoren besten Klanges und von bedeutendem Namen sind in Teubners's Verlagskatalog vertreten, denn diese schätzten in Teubner einen empfänglichen Verleger für wissenschaftliche Unternehmen, der ihnen vielfach Förderung in ihren Plänen zu Teil werden liess. Mit der Ausdehnung des Geschäfts wuchs auch Teubner's Arbeitslast und der viel beschäftigte Mann gönnte sich kaum Ruhe; mit ganzem Herzen war er ans Geschäft gewachsen, diesem widmete er seine volle Kraft und selbst um Kleinigkeiten kümmerte er sich.

An Stelle Eduard Koch's, der am 1. Juli 1854 aus Gesundheitsrücksichten sich von den Geschäften zurückzog und der bis dahin Teubner eine so wirksame Unterstützung gewesen war, trat Adolf Rossbach ein, welcher der Firma bereits seit 1. Oktober 1853 als Associé angehörte, nachdem er schon seit 1845 als Teilhaber und Geschäftsführer der Dresdner Druckerei gewirkt hatte. An dessen Stelle trat ein Schwiegersohn Teubner's, Albin Ackermann, der von nun ab der Dresdener Druckerei vorstand. Mit ihnen vereint wirkte Teubner noch bis zum Herbst 1855, wo nach der Rückkehr von der Philologenversammlung in Hamburg, die er in Gemeinschaft mit seinem Schwiegersohne, Professor Dietsch in Grimma, besucht hatte, schon eine lange von ihm gefühlte und in ihm schlummernde Krankheit zum Ausbruch kam, die ihn aufs Krankenlager warf, von welchem er nicht wieder erstanden sollte. Nach mehrmonatlichem Krankenlager starb er am 21. Januar 1856, tief betrauert von seiner Familie, seiner Witwe und 4 verheirateten Töchtern und allen denen, die verwandtschaftlich nahe oder in näherer Beziehung zu ihm gestanden. In der Periode des eifrigsten Schaffens wurde Teubner seiner Familie und seinem Geschäfte entrissen, zu früh für seine Familie, die in ihm den Gründer ihres Glückes und den treusorgenden Familienvater erblickte, zu früh für sein Geschäft, dessen Seele er war. Teubner, welcher nicht plötzlichen Todes starb, sondern demselben mit Bewusstsein entgegen blickte, gewann hierdurch Zeit, auch seine Verhältnisse zu ordnen. Die Geschäfte gingen nach seinem Willen an seine beiden Schwiegersöhne, Adolf Rossbach und Albin Ackermann, über, denen später, als weiterer Teilhaber, Dr. Schmitt beitrat. Das

Streben aller drei Besitzer hat den alten Glanz des Hauses voll zu wahren gewusst und Teubner's Haus ist überall bekannt, wo deutsche Sitte, Kultur und deutsche Wissenschaft blüht. Möge es auch nach Jahrhunderten von seinem hellen Schein nichts eingebüsst haben.

Teubner war ein seltener Mann, einer von denen, die immer seltener werden, die sich durch eigene Kraft und Arbeit zu Grossem emporgeschwungen. Grosse geschäftliche Gewandtheit, scharfblickender Sinn, Klarheit und bewunderungswürdige Sicherheit in Auffassung und dem Ausdruck, gepaart mit einer seltenen Ausdauer und energischem Willen, setzten ihn in den Stand, trotz der genossenen mangelhaften Schulbildung, die grossen Schwierigkeiten zu überwinden, die sich ihm in seinem vielbewegten Leben nur zu oft entgegenstellten. Als mittelloser Schriftsetzer war er nach Leipzig gekommen, durch Fleiss, Energie und Unternehmungsgeist gelang es ihm mit Gottes gnädigem Beistand, sich einen ehren- und klangvollen Namen als Buchdrucker und Buchhändler zu erringen, einen Namen, der noch unter nachkommenden Geschlechtern weiter klingen wird.

Von streng redlichem Charakter, war er wohlwollend und human gegen seine Untergebenen, ja teilnehmend und fürsorglich für diejenigen, die gewissenhafte Pflichterfüllung und besonderen Eifer für die Geschäftsinteressen bewiesen und sich hierdurch seine Zuneigung und Zufriedenheit erwarben.

Von allen wurde er als der erfahrene und tüchtige Meister verehrt und geliebt; sie wussten von ihm, dass das, was er von ihnen verlangte, einst von ihm selbst mit Treue und Ausdauer, zuweilen unter

recht erdrückenden Umständen und Sorgen, geleistet worden war.

„Mitten in der kleinen Welt von Geschäften, die er sich erschuf und, von tüchtigen Kräften unterstützt, mit rastloser Thätigkeit und sicherem Geschäftsblicke, teils in seinem eigenen Namen fort- teils für andere Namen ausführte, liess er es auch nicht an der Freundlichkeit fehlen, die ihm die Herzen Anderer gewann, und darum haben sich viele der Auszeichnung gefreut, die ihm, dem betriebsamen Manne, von mehr als einer Seite her als Anerkennung seines gemeinnützigen und künstlerischen Strebens zu Teil geworden ist“, so sagt einer seiner Freunde in einem ihm nach seinem Tode gewidmeten Nachrufe. Und in der That genoss er nicht nur die Liebe seiner Angestellten und Untergebenen sowie die Verehrung von Männern der Wissenschaft, auch von Fürsten wurde sein Streben und Wirken anerkannt und gewürdigt. So wurde er durch hohe und seltene Geschenke ausgezeichnet von König Friedrich August von Sachsen, Kaiser Nikolaus von Russland, ferner von König Friedrich Wilhelm III.; sogar die Königin Viktoria von England ehrte ihn durch besondere Geschenke, dennoch blieb er in seinem Wesen treu, schlicht und einfach bis zu seinem Tode.

Er erstrebte nicht öffentliche Anerkennung; sein Ziel war sein Geschäft. Sein Familienleben war der glücklichsten Art. Ein treuer Gatte war er seinem Weibe, ein liebevoller Vater seinen Kindern, denen er allen eine gewissenhafte Ausbildung zu Teil werden liess. Innig geliebt und als treues Vorbild war er hoch geschätzt.

Auch herbe Verluste blieben dem Manne nicht erspart; zwei bereits erwachsene hoffnungsvolle Söhne, die als Träger seines Hauses und seines Namens bestimmt waren, sah er in das Grab senken und mit ihnen begrub er eine der letzten Hoffnungen. Auch eine von seinen Töchtern, die Ehefrau von Ed. Koch, verlor er, mit Geduld und Ergebenheit aber trug er das herbe Geschick. Er trug den Schmerz in sich, ohne Klage zu führen, der fromme und schlichte Sinn liess keinen Raum in seinem Herzen zu bitteren Klagen übrig.

So starb er in dem Bewusstsein, sich die Liebe seiner Angehörigen und seiner Mitmenschen erworben zu haben, in Ruhe und Frieden, am 21. Januar 1856.

Sein Geschäftshaus ist seither unaufhörlich mit der Zeit fortgeschritten und seine Nachkommen haben in Dankbarkeit den Namen und den Ruhm aufrecht erhalten und noch für die Zukunft wird Teubner's Name in vollem Lichte glänzen, späteren Nachkommen als bleibendes Denkmal eisernen Fleisses und unentwegter Strebsamkeit.

Johann Jacob Weber.*)

Johann Jacob Weber wurde am 5. April 1803 zu Basel geboren, woselbst seine Eltern ansässig waren. Das Glück, das ihm in seinem Leben in so reichem Masse zu Teil werden sollte, lächelte ihm nicht schon

*) Am 15. August vor. J. waren es bekanntlich 50 Jahre, dass die Gründung des Hauses J. J. Weber erfolgte, und es wurde das Jubiläum durch eine demselben gebührende ernste Feier festlich begangen. Die gegenwärtigen Herren Chefs, die Söhne des Begründers, haben, so

in der Wiege; seine Eltern, die in bescheidenen Verhältnissen lebten und unbemittelt waren, konnten ihn unter solchen Umständen nicht verwöhnen, vielmehr hatte er alle ernsten Vorkommnisse schon als Knabe mit zu durchleben. Trotz der bescheidenen Verhältnisse aber liessen die Eltern dem Knaben dennoch eine gute Schulbildung zu Teil werden und vermachten ihm hierdurch wenigstens ein Kapital, das bei ernster und rechter Anwendung fast immer gute Früchte zeitigt.

1818, 15 Jahre alt, trat Johann Jacob Weber bei Emanuel Thurmeysen in Basel als Lehrling ein. Das Geschäft war nicht von besonderem Umfange, dennoch hatte er hier, in einer Universitätsstadt, die beste Gelegenheit, sich ordentlich mit dem Buchhandel vertraut zu machen. Die Verhältnisse in Basel selbst boten ihm mancherlei Anregungen und förderten hierdurch das Interesse und die Liebe zu dem von ihm erwählten Berufe.

Nach Beendigung seiner Lehrzeit begann er seine Wanderschaft zu weiterer Ausbildung. Von Basel aus ging er nach Genf, woselbst er in der Handlung von J. J. Pachoud längere Zeit als Gehülfe thätig war. So angenehm für ihn der Aufenthalt auch hier sein mochte, sein Bildungstrieb litt ihn hier nicht länger und seine Schritte lenkten sich nach Paris, dem Orte, der in so eminenter Weise bestimmend auf ihn und seine Zukunft einwirken sollte.

viel uns bekannt geworden, das Andenken ihres genialen Vaters durch eine besondere Ehrengabe an das Personal geehrt. Bemerkt sei hier noch, dass der vorliegenden kleinen Schilderung ein Nachruf C. B. Lorcks zu Grunde liegt.



Johann Jakob Weber.

In dem weltberühmten Hause der Firma Didot Frères fand er eine Anstellung, und hier war es, wo der Grund gelegt wurde zu seiner umfassenden Bildung und seinem ausgeprägten Sinne für Schönheit. Der vielseitige und anregende Verkehr, den das umfangreiche Didot'sche Geschäft für Weber bot, die Pariser Verhältnisse an sich mit ihren tausendfachen Mannigfaltigkeiten, blieben nicht ohne Einfluss auf Webers innere Ausbildung; sein Charakter wurde gestählt, sein Geschmack für französisches Wesen wurde vorherrschend und gestärkt und die empfangenen Eindrücke blieben bestimmend auf die ganze spätere Thätigkeit Webers. Seine Vorliebe für französisches Wesen und französische Bildung wurde so ausgeprägter Natur, dass sich dieselbe später nur zu oft bemerken liess. Sein offener Charakter und sein intelligentes Wesen, das mit Bescheidenheit gepaart war, verschafften ihm in Paris viele Freunde und viel Vertrauen, und dieser Umstand trug wesentlich dazu bei, seine späteren Unternehmungen, die sich anfänglich nur zu sehr an französische Verhältnisse anlehnen sollten, zu erleichtern, wie wir weiter unten noch sehen werden.

Nach mehrjährigem Aufenthalte in Paris kehrte er von da zurück: die Liebe zum Vaterlande vermochte alle Vorliebe zum französischen Volke weder zu kürzen noch zu unterdrücken. War er auch für Frankreich eingenommen, in seinem Herzen blieb er immer ein Deutscher, und nur das Streben nach weiterer Ausbildung und das innere Bedürfnis, seine Kenntnisse zu bereichern, lässt seine Vorliebe erklärlich erscheinen.

Seine Schritte richtete er zunächst nach seiner

Vaterstadt Basel, wo sich jedoch sein Aufenthalt auf einen Besuch seiner Eltern und Anverwandten beschränkte.

Die Baseler kleinen und engen Verhältnisse vermochten Weber nicht mehr zu genügen. Mit unwiderstehlicher Gewalt zog es ihn nach Leipzig, dessen strahlender Ruhm ihn schon in Paris ergriffen hatte. Hier in Leipzig, dem Centralpunkte des gesamten Buchhandels, sollte Weber festen Fuss fassen, hier sollte er, aus kleinen Verhältnissen heraus, eine Stätte, ein Haus bauen, sich selbst aber, wenn auch nach schweren Kämpfen, eine Stellung erringen, die Achtung und Ehre gebietend, ihm selbst zum Ruhme gereichte.

In Leipzig angekommen, trat er zunächst in die Buchhandlung von Breitkopf und Härtel als Gehülfe ein, wo er hinreichende Gelegenheit fand, mit Leipzigs Verhältnissen, insbesondere aber mit dem Betriebe einer grossen Handlung sich bekannt zu machen. Indes auch hier hielt es ihn noch nicht. Er ergriff von neuem den Wanderstab, richtete seine Schritte nach Süddeutschland und fand in dem berühmten Herderschen Hause in Freiburg, unterstützt durch die ihn begleitenden Empfehlungen, Aufnahme. Hier in Freiburg bei Herder, wie in Leipzig bei Breitkopf und Härtel, war seiner Natur, die immer nach Grossem strebte, in vollem Masse Genüge geleistet und folgen wir der späteren Thätigkeit Weber's, so lässt sich nicht verkennen, dass der wohlgeordnete Betrieb dieser beiden Geschäfte von erheblichem Einflusse auf seine eigne Geschäftsführung war. Von der Natur gross angelegt, wurde es ihm schwer, sich in kleinen Geschäftsverhältnissen zurecht zu finden, ob-

wohl ihn seine äussere Stellung anfänglich auf solche nur zu oft hinwies. Seine selbständige Thätigkeit begann für ihn im Jahre 1832. In diesem Jahre wurde von Charles Knight in London eine Filiale in Leipzig unter den Auspicien der Society of the diffusion of useful knowledge für das „Penny-Magazine“ errichtet, welcher Weber als Geschäftsführer vorstand. Dieses Unternehmen hatte in England einen enormen Erfolg, und Weber, der mit Scharfsinn erkannte, dass ein gleiches Unternehmen in deutscher Sprache auch in Deutschland Erfolge erzielen müsste, veranlasste die Buchhandlung von Bossange Père zur Herausgabe einer solchen deutschen Ausgabe.

Die grossen technischen Schwierigkeiten, die diesem Unternehmen mit Rücksicht auf die damaligen Zustände entgegentraten, überwand Weber mit Energie und grossem Geschick, und das „Pfennig-Magazin“ erreichte in kurzer Zeit die ungeheure Abonnenten-Zahl von 60,000, eine Anzahl, deren sich keine der damals bestehenden Zeitschriften rühmen konnte. Diese grosse Auflage erheischte naturgemäss auch viele Anstrengungen. Das Ungeheuerlichste aber bei diesem riesenhaften Erfolge war für die Leipziger der Umstand, dass die Auslieferung der Pakete an die Leipziger Kommissionäre nicht, wie sonst üblich, durch Boten erfolgte, sondern mit Ross und Wagen. Die guten alten Leipziger ahnten damals noch nicht, dass das, was jetzt noch als ein Ereignis erschien, in späteren Jahren gäng und gebe werden sollte; eine Ausdehnung des Buchhandels in dem Masse, wie sie gegenwärtig besteht, ahnte man damals noch nicht, sowie ferner, dass um die zahlreichen ein- und zweispännigen Leipziger Geschäfts-Equipagen der Buchhändler, Buch-

drucker und Buchbinder sich Niemand kümmert, die Leipzigs Strassen nach allen Richtungen hin durchkreuzen.

Allein weder das „Pfennig-Magazin“ bei seinem ungeheuren Erfolge, noch das gleichzeitig und in Verbindung mit dem berühmten Nationalökonom Fr. List begonnene „Nationalmagazin“ trugen für Weber goldne Früchte; beide Unternehmungen gingen nach einiger Zeit in andere Hände über.

Das eigene Geschäft hatte Weber mit dem 1. August 1834 begonnen, und zwar dienten ihm als Grundlage einige ihm von Bossange überlassene Verlagsartikel. Von allem Anfange an ist bei Webers Unternehmungen der ihm eigene Sinn für schöne Ausstattung, wie auch die Neigung, ja Leidenschaft für die Illustration; erkennbar.

Seine Vorliebe für den Formenschnitt war der ausgeprägtesten Art, und hätte er dabei das bildende Talent besessen, gewiss ist, dass er neben seiner umfangreichen geschäftlichen Thätigkeit auch darin seine Kräfte versucht haben würde.

Die ersten Unternehmungen Webers, mit denen er sein Verlagsgeschäft begründete, waren die zwei Werke: Mignet's Geschichte der französischen Revolution und Sporschill's Kaiserchronik, welche, mit französischen Stahlstichen geschmückt, grossen Beifall errangen. Die Zeit, insbesondere für das erstere, war günstig gewählt; denn der Napoleon-Kultus hatte damals noch viele Anhänger. Diesen Unternehmungen folgten noch andere, von denen wir nur noch Horace Vernet's illustrierte Geschichte Napoleon's erwähnen wollen, welche insofern von besonderem Interesse für uns ist, weil mit diesem Buche

der erste Versuch der Holzschnitt-Illustration gemacht wurde, einer Einführung, welcher Weber von nun an ununterbrochen treu blieb.

Die Erfolge, die diese Werke erzielten, ermutigten Weber zu neuen Plänen und Unternehmungen, und hier sei noch besonders eines Werkes gedacht, das noch Jahrhunderte hindurch als ein Denkmal der wiedererstandenen xylographischen und Druck-Kunst gelten wird, nämlich: Franz Kugler's Geschichte Friedrichs des Grossen mit Illustrationen von A. Menzel. Die graphischen Künste und Leistungen lagen zu jener Zeit noch sehr danieder und Webers stets nach vorwärts gerichteter Sinn vermochte sich nicht mit den Leistungen zu befriedigen. Deutschland war arm an guten Holzschneidern und daher versuchte er den Wünschen und Ansprüchen von Menzel durch Vermittelung des Auslandes zu entsprechen; allein der Versuch misslang völlig. Die von England und Frankreich gelieferten Holzschnitte waren vollständig verunglückt, was Menzel zu der drastischen Bemerkung veranlasste: „Lieber jeden anderen Tod erleiden, als sich (seine Bilder) von französischen oder englischen Messern zerfleischen lassen“. Weber war somit auf deutsche Kräfte angewiesen und seinem energischen Einschreiten, mit Unterstützung des damals angesehenen und deshalb viel beschäftigten Ed. Kretzchmar, gelang es, die Holzschneidekunst in neue Bahnen zu leiten, ihr eine vervollkommneter Gestalt zu verleihen, überhaupt ihr neues Leben und vermehrtes Interesse zu verschaffen. Wohl mag er zuweilen schroff aufgetreten sein, wenn ihn die übergebenen Leistungen nicht befriedigten, wenn so viele von ihnen in den Papierkorb wanderten. Verschrieen als Quälgeist

wurde er wohl auch oftmals; indes er verlangte ja nicht mehr, als was mit gutem Wollen erreichbar war, und so mögen wohl diejenigen, die ihm jemals zu schmollen Grund hatten, sich später zu Besserem leicht bekehrt, ihn als einen nach vorwärts strebenden Mann erkannt und gewürdigt haben. Das Gleiche, was Weber für den Holzschnitt beseelte, lässt sich von ihm auch auf den Buchdruck anwenden, und unleugbar hohe Verdienste hat er sich für Hebung und Vervollkommnung beider Künste erworben; mehr als mancher praktische Holzschneider oder Buchdrucker. Er gab den Arbeitern beider Kategorien ein gewisses Selbstbewusstsein, das sich in besseren Leistungen erkennen liess.

Webers vorwärts strebender Geist, der oftmals mit der Geduld nicht gleichen Schritt hielt, blieb bei diesen Erfolgen nicht stehen, vielmehr trieb es ihn zu neuem Schaffen an. Sein scharfblickender Geist, der nimmer rastete, verfolgte genau die Bewegungen seiner Zeit, und wie einst das „Penny-Magazine“ ihn zur Herausgabe des „Pfennig-Magazins“ veranlasste, so kam ihm auch diesmal von auswärts ein neuer Gedanke. — Die in London erscheinende „Illustrated London News“, und die in Paris erscheinende „L’Illustration“ waren direkte Beweggründe zur Gründung der Illustrierten Zeitung.

Hiermit beginnt für Weber eine neue Periode in seiner verlegerischen Thätigkeit.

Die Schwierigkeiten, die damals der Herausgabe illustrierter Werke entgegenstanden, waren, wie wir bereits früher bemerkten, sehr bedeutende. Bei diesem Unternehmen traten sie erst recht zum Vorschein und anfänglich war Weber gezwungen, seine Zuflucht zu

vom Auslande gelieferten Clichés zu nehmen. Indes dieser Zustand, der Weber unerträglich wurde, dauerte nicht lange. Das Atelier Kretzschmars, den wir bereits erwähnten, wurde bald speziell für die Zwecke der Illustrierten Zeitung eingerichtet und entsprach in Kurzem den Ansprüchen Weber's. Kretzschmar's Atelier, das mit der Zeitung innig verknüpft war, ja mit ihr selbst aufblühte, ging vor seinen Tode in den Besitz Weber's über. Über das Unternehmen selbst viel zu sagen erübrigt wohl kaum. Wer kennt nicht die Zeitung mit den herrlichen Bildern, wer nicht ihren mannigfaltigen Inhalt? Beides, Bilder wie Text, lieferte von Anfang ein Spiegelbild des gesamten Kulturlebens und sind jetzt eine zuverlässige Quelle für alle Bestrebungen des Fortschrittes der Kulturvölker. Die Illustrierte Zeitung behauptete unter der sorgsamten und thatkräftigen Leitung Weber's bald nach ihrem Erscheinen den ersten Rang unter ähnlichen Publikationen und Weber war und blieb mit derselben bis zur letzten Stunde so innig verwandt, als ein Mensch es eben sein konnte. Seinen Anstrengungen gelang es, die Zeitung derart zu heben, dass diese ihre beiden Rivalinnen: The illustrated London News und L'Illustration in Bezug auf textliche und illustrative Ausstattung in Vielem überflügelte, wenn auch, und besonders die englische Zeitung, in mancher Beziehung ihre Überlegenheit behielt und behalten hat. Dies jedoch ist auf äussere Umstände zurückzuführen. Die Leipziger Illustrierte Zeitung hat zweifellos grosse Summen verschlungen, nicht aber solche wie The illustrated London News, die das reichste Volk der Erde vertritt. Solche Mittel standen Weber nicht zur Seite. Dies sind Thatsachen,

die auch der reichste aller Verleger nicht zu ändern vermochte. Aber ein nur oberflächlicher Vergleich aller drei Zeitungen wird zum Vorteil der deutschen Schwester stets ausfallen müssen.

Einen ungeheuren Schatz an Wissen und Belehrung enthalten die stattliche Reihe von mehr als 80 Bänden, welche bisher von der Illustrierten Zeitung erschienen sind. Und wer kennt sie nicht, die Illustrierte Zeitung, in ihrem grossen Format und ihrem bilderreichen Schmucke, wer hat sich nicht schon an den herrlichen Bildern ergötzt, die sie uns brachte, in denen sich stets die Ereignisse der Gegenwart so lebhaft widerspiegeln? Tausende und Abertausende. Und wer durchlebte nicht an der Hand der Illustrationen die grossen Jahre 1866, 1870/71 selbst mit, welche diese uns in ergreifenden Darstellungen vergegenwärtigte? Das Alles erschuf Weber's rastloser Fleiss und sein auf alles Gute und Höhere gerichteter Sinn. Die Thätigkeit, welche die Herausgabe seiner Zeitung zur Bedingung machte, konnte wohl als genügend für die ganze Kraft eines Mannes gelten, aber er begnügte sich noch nicht damit; sein rastloser und nimmer ruhender Unternehmungsgeist liess sich nicht innerhalb bestimmter Grenzen bannen, und so verlegte er noch eine stattliche Anzahl zum Teil sehr umfangreicher Werke, die aber in der Hauptsache sämtlich illustriert sind. Weber folgte eben hierin seiner in ihm vorherrschenden Neigung zum Bilderschmuck.

Ein anderes Unternehmen, das Weber gleichfalls mit besonderer Sorgfalt pflegte, waren die illustrierten Katechismen, von denen gegenwärtig mehr als 100 Bände erschienen sind. Der Hauptzweck dieses

Unternehmens liegt darin, die verschiedenen Wissenschaften durch gemeinverständliche Darstellungen zu verallgemeinern und diese dem Volke selbst zugänglich zu machen. Weit und breit sind die schmucken Bändchen verbreitet, die allen denen zu empfehlen sind, denen es an der Zeit fehlt, um grosse umfängliche Bücher zu studieren, oder auch an Geld mangelt, teure Werke sich anzuschaffen. Aber auch damit war Weber's verlegerische Thätigkeit noch nicht erschöpft. Neben den dramatisch-dramaturgischen Gebieten befasste er sich auch mit freimaurerischen Werken, wie sich überhaupt seine Thätigkeit auf fast alle Gebiete des Wissens erstreckte.

Seine gesamte Thätigkeit galt ausschliesslich seinem Geschäfte und dem inneren Ausbau desselben; innerhalb dieser Räume wirkte er von früh bis abends und selten wurde er in seinem Schaffen gestört. Weber war kein Freund von Ämtern und Ehrenstellen; sein bescheidenes Wesen hielt ihn fern von allem öffentlichen Leben. Dem rauschenden Leben zog er das stille ruhige Alleinsein und Alleinschaffen vor. Seine Thätigkeit wurde in seiner zweiten Heimat gewiss gebührend anerkannt und er wurde hochgeschätzt, aber keines der Ehrenämter bekleidete er, zu welchen ihn das Vertrauen der Bürgerschaft zweifellos berufen haben würde, wäre sie der Annahme seitens Webers sicher gewesen. Diese Abneigung gegen öffentliches Wirken ist in ganz natürlicher Weise in Webers Charakter begründet. Weber liebte nicht das viele Rücksichtnehmen für diesen oder jenen; ein gefasster Plan, war er einmal zum festen Entschluss gediehen, ward rückhaltslos zur Ausführung gebracht und diesem Wesen, das mehr dem eines Selbstherr-

schers glich, war es fast unmöglich, an einem Zusammenwirken teilzunehmen. Das Schritt für Schritt gehen war ihm nicht sympathisch, das lange Überlegen war nicht seine Sache, vielmehr liebte er den kühnen tapfern Angriff. Diese Charaktereigenschaft hat sich oft genug in seinen Unternehmungen ausgeprägt, ganz besonders bei der Entwicklung der Illustrierten Zeitung, die so viele und umfangreiche Schwierigkeiten zu überwinden hatte. Ebenso wenig wie das Zusammenwirken liebte Weber das öffentliche Auftreten; als Redner ist er so gut wie gar nicht aufgetreten, und dennoch war seine Darstellungsweise klar, überzeugend und anschaulich. Eine nicht zu verbergende Scheu beherrschte den Mann, der so furchtlos zu handeln verstand.

Weber war ein guter Patriot und treuer Anhänger seines Vaterlandes; diesem widmete er sich, sobald sich dazu irgend eine Gelegenheit fand, voll und ganz, und das eine Amt, das er je bekleidete, war ein den Interessen seines Vaterlandes gewidmetes. Seit 1867 wirkte er als schweizerischer Konsul in Leipzig. Dieses einzige Amt, das er jemals inne hatte, leitete er mit Liebe und treuer Anhänglichkeit, charakteristisch für den Mann, der sich sonst von allem öffentlichen Leben und Treiben fernhielt. Keine Zeit und kein Opfer sparte er, wenn es sich um seine Landsleute handelte, und mit fast zärtlicher Hinneigung suchte er den Einzelnen, einsam und verlassen Dastehenden, ein gemeinsames Heim zu schaffen. Die Liebe zum Vaterlande, die sich hier in so hervorragender Weise zeigte, versiegte nie und bis zum letzten Lebenstage war sie wach und blieb sie ihm erhalten. Als Mensch war Weber von bescheidenem

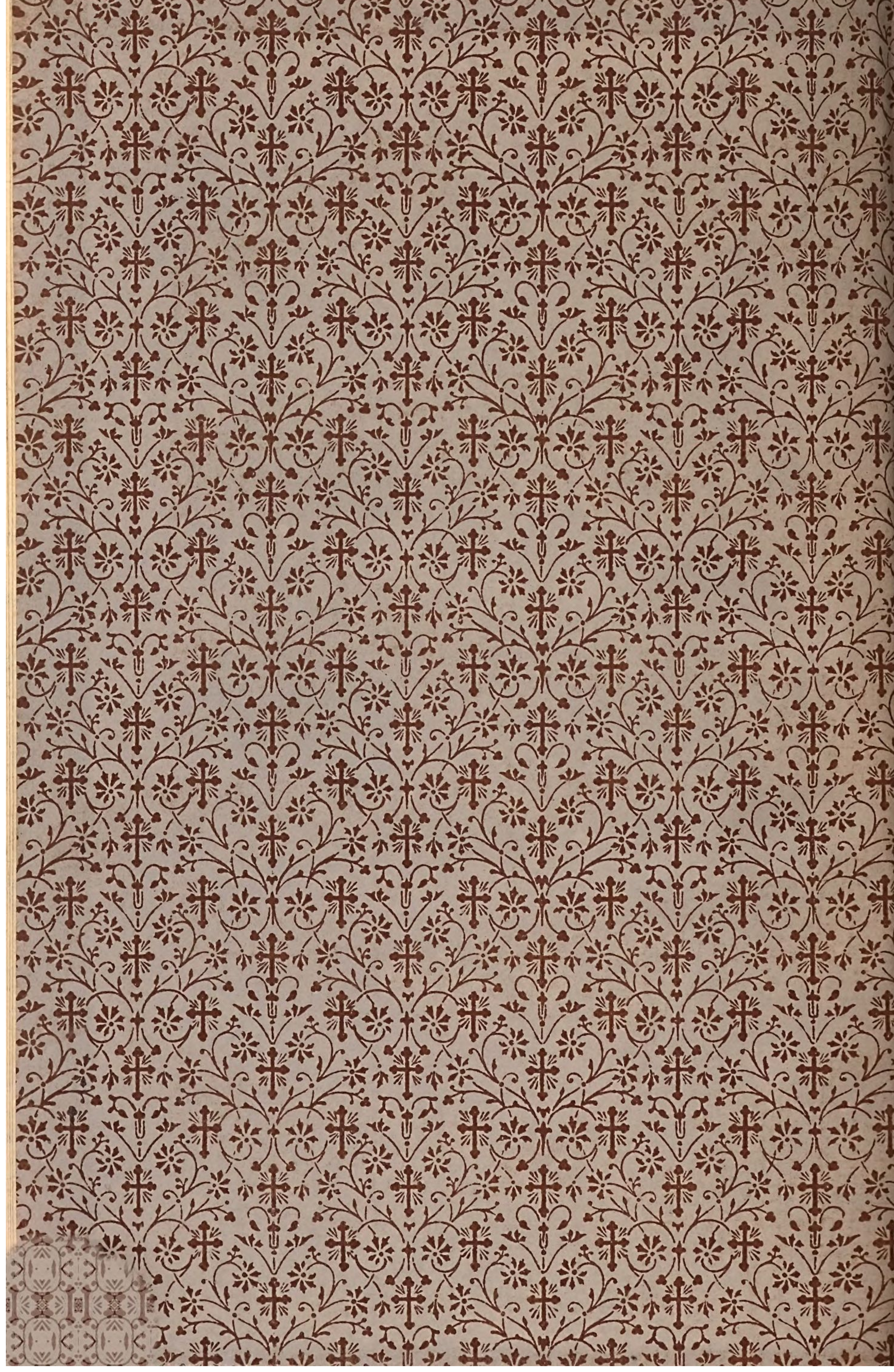
Wesen; zurückhaltend zuweilen in seinem Verkehre, war er eben so teilnehmend als aufrichtig gegen Bedürftige und Fremde. Nicht Jedermann wohl vermochte Webers Charakter zu verstehen; sein zuweilen heftiges, schroffes Auftreten mochte hier und da wohl schmerzlich berühren, aber soll man denn den Kern nach der Schale beurteilen und berechtigt eine oberflächliche Bekanntschaft zu einem Gesammturteil? Freunde und überhaupt diejenigen, die Weber näher standen, schätzten in ihm mehr als einen tüchtigen Geschäftsmann; sie liebten ihn als Freund gleicher Weise. Klein und mittellos begann Weber seine buchhändlerische Selbständigkeit, vertrauensvoll auf Gott blickend, der ihm Mut und Stärke schenken, ihm fördernd zur Seite stehen sollte.

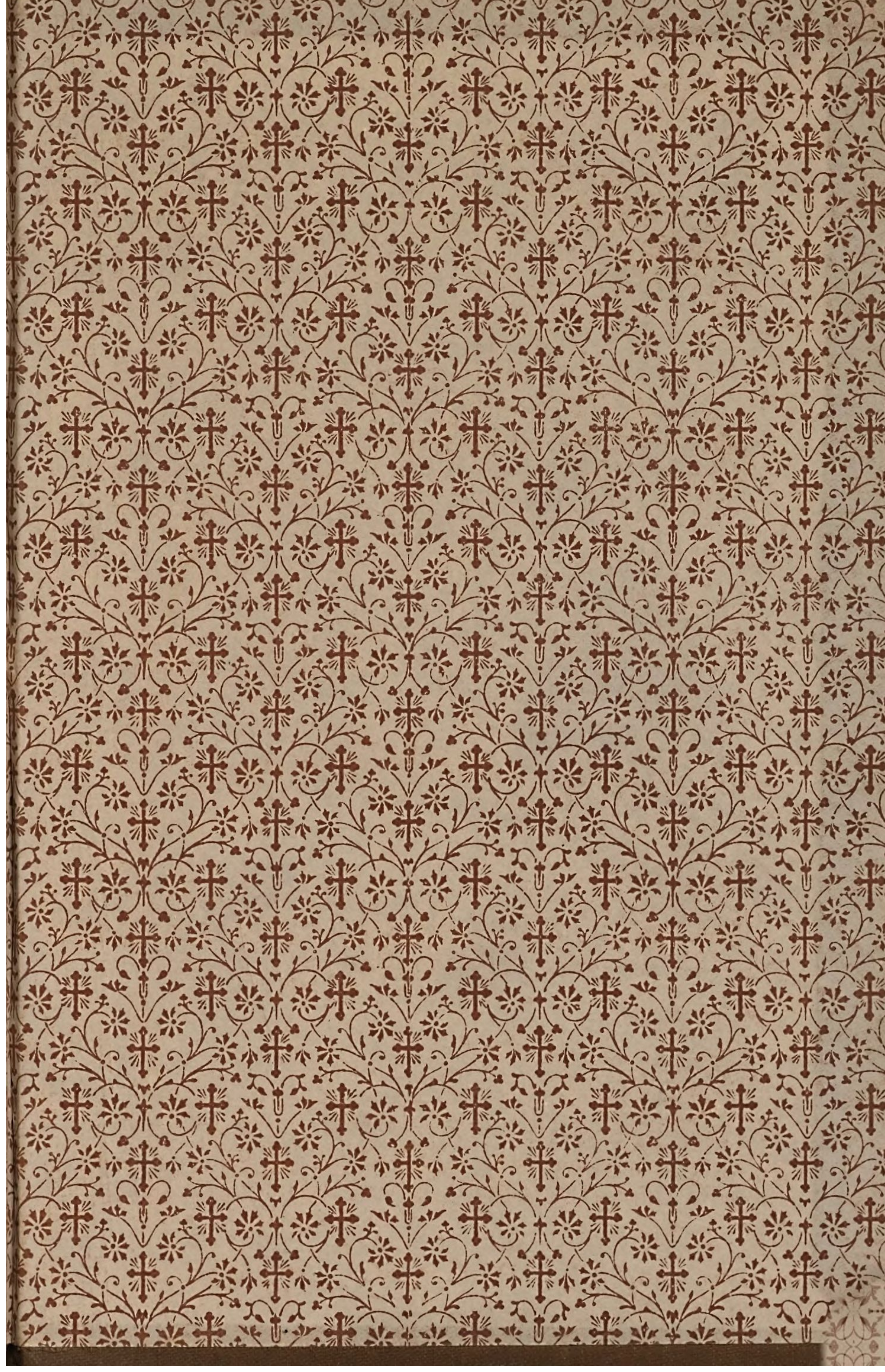
Dieses Gottvertrauen, gepaart mit eigenem Mute, hat ihn nicht getäuscht, vom Glück in hohem Masse begünstigt war sein Leben, und sein angestrengtes Schaffen ward reichlich belohnt. Ein festbegründetes und angesehenes Geschäftshaus hinterliess er bei seinem Tode seinen drei Söhnen, welche dasselbe, eingedenk des grossen Erbstückes, das ihnen der Vater hinterlassen, im Geiste des Gründers seither gemeinschaftlich fortführten und den Glanz des Hauses erhalten haben und deren strenge Aufgabe es gewiss sein wird, das Andenken des Vaters zu wahren durch Erhaltung des Hauses J. J. Weber.

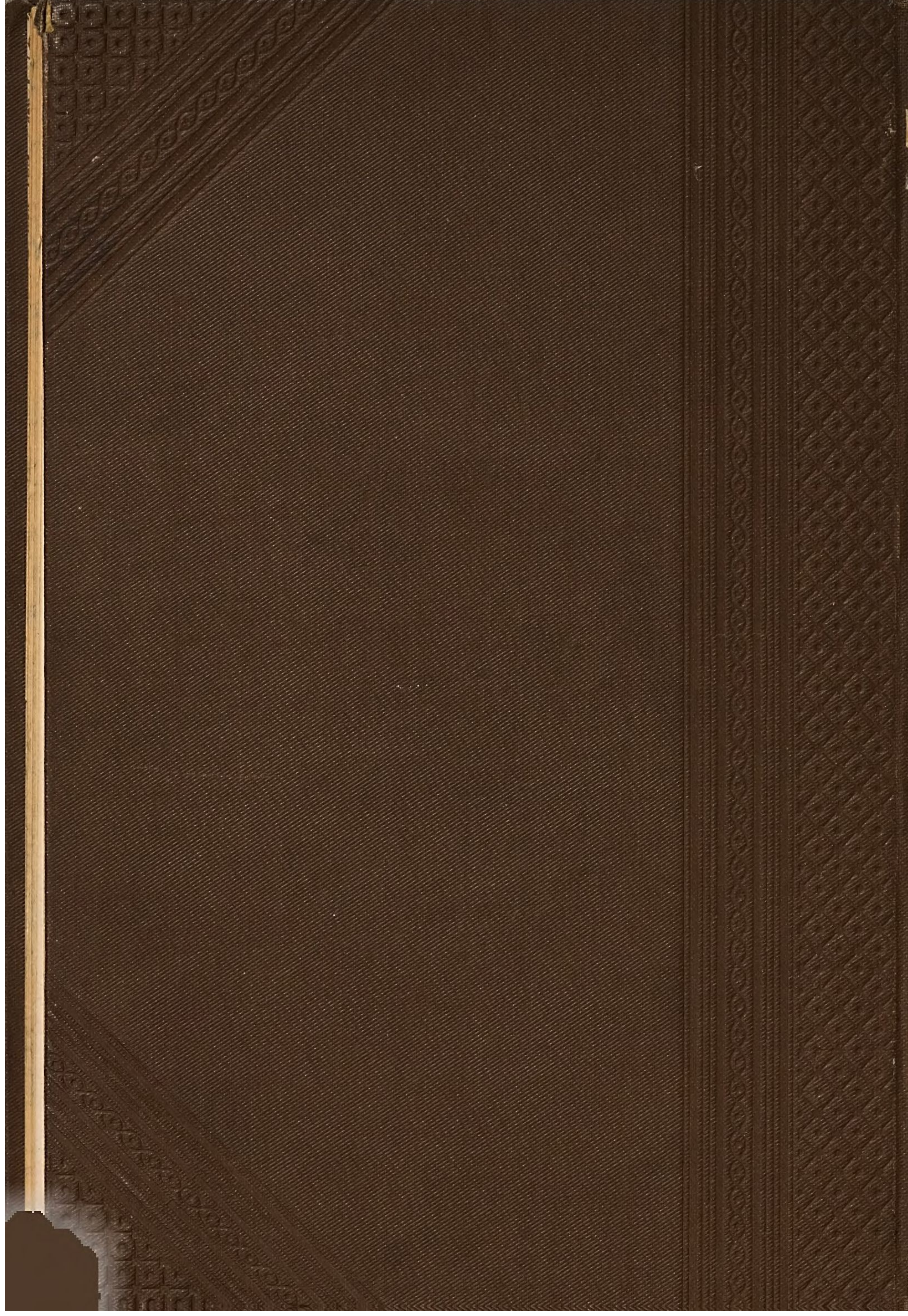
Am 16. März 1880 starb Weber, im nahezu vollendeten 77. Lebensjahre. Die Leiden des alternden Menschen blieben ihm erspart; ruhig starb er wie er gelebt, Zufriedenheit nahm er mit ins Grab, tief betrauert von seiner Familie, von allen seinen Freunden und Bekannten; denn mit ihm war ein Mann heimge,

gangen, der Vielen als ein Wohlthäter galt, der manchem Künstler die Laufbahn erschloss und segensreich wirkte auf so manchen Gebieten. Der Dank aller Derjenigen, die von ihm unterstützt waren, an deren Fortschritt und Weiterkommen er Anteil hatte, und welchen er zu Lebzeiten fast furchtsam aus dem Wege ging, folgte ihm ins Grab und blieb ihm auch nach dem Tode bewahrt. Ruhm und Ehre suchte und beanspruchte er nicht; aber die Anerkennung erwarb er sich im höchsten Masse, und er mochte die Beruhigung und Genugthuung mit ins Jenseits nehmen, während seiner Lebenszeit das Gute erstrebt und erreicht zu haben. Möge sein Andenken unter uns und unsern Berufsgenossen stets wach erhalten bleiben und jüngeren Geschlechtern als Anspornung dienen zu gleichem Schaffen und Streben.









Pfau, Karl Friedrich,

Das Buch berühmter Buchhändler eine Sammlung von Lebensbildern berühmter Männer

Bd.: 1

1885

N.lib. 220 x-1

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11659453-3